

*Du*

**Bergkinder**  
von Emil Brunner





YUJA WANG

YANNICK NÉZET-SÉGUIN

ANOUSHKA SHANKAR

RENAUD CAPUÇON

SONYA YONCHEVA

GUSTAVO DUDAMEL

CECILIA BARTOLI

JAKUB JÓZEF ORLIŃSKI

MICHAEL BUBLÉ

BENJAMIN BERNHEIM

REACH FOR THE CROWN



ROLEX UNTERSTÜTZT DIE KÜNSTE SEIT 1976



DIE OYSTER PERPETUAL





GAGGENAU

## FOR THOSE WHO KNOW

Set the stage for the extraordinary.  
Introducing the Vario cooling Expressive series.

The difference is Gaggenau

Showroom Zurich  
Fahrweidstrasse 80  
8954 Geroldswil

Showroom Bern  
Laupenstrasse 20  
3008 Bern

Showroom Lausanne  
Chemin de Mongevon 4  
1023 Crissier

## Bergkinder

Von OLIVER PRANGE

Das Glarnerland ist ein Paradies für Bergliebhaber. Der markante Tödi, 3614 Meter hoch, und der Glärnisch mit dem bekanntesten Gipfel Vrenelisgärtli sind landschaftlich als auch alpinistisch berühmt.

Dank der Flüsse und Bäche mit einem natürlichen Gefälle entwickelte sich das Tal im 19. Jahrhundert zu einer blühenden Wirtschaftsregion – mit Stoffdruckereien, Spinnereien, Webereien, die heute jedoch nicht mehr existieren. Im Sommer 2016 publizierte *Du* darüber eine Ausgabe: «Legler und das Glarnerland».

Genau zehn Jahre später blickt *Du* auf ein anderes Thema dieser Naturregion. Wie lebten damals die Kinder auf den vielen Höfen, die sich abgelegen in den Bergen befinden? Sie waren abgeschnitten vom Rest der Welt, erfuhren aber die Jahreszeiten und deren Abläufe. Sie waren mit dem Flecken Erde vertraut, auf dem sie lebten, den sie bewohnten und bewirtschafteten, mit Vater, Mutter und Geschwistern. Sie waren bodenständig. Die Natur gab ihrem Leben die Richtung vor.

In Braunwald lebte damals ein eigenwilliger Fotograf – Emil Brunner. Braunwald war in den Vierzigerjahren ein beliebter Touris- musort. Er liegt nicht wie andere Dörfer im Tal und eingeschlossen von Bergen, sondern erhöht auf einer Sonnenterrasse. Das vermittelt ein anderes Lebensgefühl, als wenn man sich unten im Schatten der Felswände erdrückt fühlt. Es gibt in der Schweiz nur wenig Dörfer in dieser Lage.

Emil Brunner sass stets auf der Sonnenterrasse seines Chalet «Mungg» und hämmerte Texte und Bildlegenden von seinen Foto- reportagen in die mechanische Schreibmaschine. Diese erschienen in Weltmagazinen wie *Paris Match*, *Harper's Bazaar* und *Life*.

Wer ihn dabei beobachtete, war Fridolin Walcher, ein kleiner Junge, heute selbst ein Fotograf. Er erinnert sich, wie Brunner drei Monate im Jahr verschwand und dann plötzlich wieder auftauchte. Damals verstand er das nicht. Aber wenn er wieder da war, erzählte er ihm mit Inbrunst und hervortretenden Augen von Feuerland. In Wal- chers Fantasie war das ein Land, das brannte. Oder Brunner erzählte mit Wallung, er gehe nach Afrika zu den Menschenfressern. Brunner reiste um die Welt, was damals noch ein riskantes Unternehmen war.

Während des Zweiten Weltkriegs jedoch war das nicht möglich. Also fotografierte Brunner in der Welt, in der er lebte. Entstanden ist daraus ein einmaliges Werk von Fotografien über Bergkinder. Rund 1700 Negative dieser Bilder sind heute in der *Fotostiftung Schweiz* in Winterthur. Dass diese heute dort sind, ist Fridolin Walcher zu ver- danken. Als Brunner 1995 verstarb, wollte man den ganzen Nachlass in eine Mulde kippen, um das Chalet verkaufsbereit zu machen. Da aber Walcher um den Schatz wusste, der sich darin befand, konnte er mit grossen Mühen erwirken, dass das Haus versiegelt wurde. So er- gab sich die Möglichkeit für den Fotohistoriker Professor Paul Hugger, sich der Sache anzunehmen.

So ist Brunners Vermächtnis erhalten geblieben. Die «Bergkin- der» in dieser Ausgabe erzählen davon, wie die Kindheit in den Kriegs- jahren war, welche Freuden und Leiden sie erfuhren – ein Zeitzeugnis.

Hierzu gibt es in diesem Sommer eine Ausstellung in Braun- wald, kuratiert von Walcher. Vom 20. Juni bis 18. Oktober kann man die Bilder in den Räumen von BSINTI, auf Wanderwegen und in Wei- deställen betrachten. Das BSINTI, ein einzigartiger Kulturort, wurde von Fridolin Walcher und Schweizer Botschafter Benedikt Wechsler initiiert und wird seit bald fünfzehn Jahren von vielen Freiwilligen getragen. Es wurde auch von Annette Ringier massgeblich unterstützt. Dieses Kulturengagement führte letztlich auch zu diesem *Du*.

Cover: «Bergkind» von Emil Brunner.



Emil Brunner fotografierte nicht einfach Kinder, sondern schuf Bilder, die unterschiedliche Gefühle und Erfahrungen vermitteln.

Paul Hugger

#### 10 **Der Weltenbummler aus Braunwald**

Rund 1700 Porträts von Kindern aus zwölf Dörfern des Bündner Oberlands entstanden in den Jahren 1943/44. Emil Brunner fotografierte nicht einfach Kinder, sondern schuf Bilder, die unterschiedliche Gefühle und Erfahrungen vermitteln.

Erika Hössli

#### 16 **Das Leben der Kinder**

Rund dreissig Personen aus den zwölf Gemeinden, in denen Emil Brunner fotografierte, erzählen von ihrer Kindheit in den Kriegsjahren. Die Autorin hat die Geschichten in Kapitel unterteilt.

Fridolin Walcher im Gespräch mit Oliver Prange

#### 68 **Auf den Spuren von Emil Brunner**

Der Fotograf Fridolin Walcher wuchs als Nachbar von Emil Brunner in Braunwald auf. In seiner Fantasie durfte er die Welt aus dessen Erzählungen bereisen. Sie haben ihn fürs eigene Leben geprägt.



Das Chalet «Mungg», von Emil Brunner und seiner Frau Rosa Ende der Vierzigerjahre in Braunwald erbaut, blieb Wohnsitz, Arbeitsort und Ausgangspunkt für Brunners Reisen bis zu seinem Tod 1995. Leihgabe Museum des Landes Glarus / Nachlass Emil Brunner.

Fridolin Walcher

#### 72 **Wenn Gletscher nicht mehr atmen**

Der Bifertengletscher am Tödi 2017: Der Gletscher zieht sich zurück. Was einst kompakt und geschlossen erschien, zerfällt in Fragmente, legt Geröll frei, öffnet Spalten, verliert an Masse und an Kontur. Eine Fotoarbeit.

Fridolin Walcher

#### 82 **Bergkinder heute und vor 80 Jahren**

Der Fotograf Fridolin Walcher hat diesen Frühling in Braunwald Bergkinder porträtiert. Was haben sie gemeinsam mit den Kindern von damals?

# Du 942 – Juni/Juli 2026

## Bergkinder



**Herausgeberin**  
Du Kulturmedien AG  
Bätzibuck 5  
CH-8307 Ottikon

**Gründer**  
Arnold Kübler (1890–1983)

**Verleger und Chefredaktor**  
Oliver Prange  
oliver.prange@du-magazin.com

**Korrektur**  
Supertext AG, Zürich

**Redaktion und Verlag**  
Telefon +41 79 694 17 17  
redaktion@du-magazin.com  
abo@du-magazin.com

**Anzeigen**  
Telefon +41 79 694 17 17  
oliver.prange@du-magazin.com

**Abonnemente**  
Telefon +41 58 344 95 39  
abo@du-magazin.com

**Gestaltung und Realisation**  
Matthias Frei  
frei – büro für gestaltung, Zürich  
freigestaltung.ch

**Druck**  
Aumüller Druck GmbH & Co. KG  
D-93057 Regensburg  
aumueeller-druck.de

**Lithografie**  
Prodigious Zürich  
CH-8001 Zürich  
prodigious.ch

**Jahresabonnement**  
Schweiz CHF 160.–  
Deutschland/Österreich EUR 139.–  
Übriges Europa EUR 169.–  
Übersee EUR 199.–

**Internet**  
du-magazin.com

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Onlinedienste und Internet sowie Vervielfältigung auf Datenträgern nur nach vorgängiger schriftlicher Zustimmung des Verlags. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder übernehmen Redaktion und Verlag keine Haftung.

ISBN: 978-3-907315-41-5  
ISSN: 0012-6837

Du erscheint 8-mal jährlich.

**TEXTNACHWEIS**  
Seite 10–67: © Limmat Verlag.

**BILDNACHWEIS**  
Alle Vintage-Bergkinder und Seite 10:  
© Fotostiftung Schweiz, Sammlung Hugger.

Wenn nicht anders in der Legende angegeben. Alle Bilder:

● **Fotostiftung Schweiz**

Die abgebildeten Werke von Emil Brunner stammen aus dem Bestand der Fotostiftung Schweiz. Weitere Werke sind auf dem Online-Archiv der Fotostiftung Schweiz unter <https://fotostiftung.zetcom.net/einsehbar>.

# AUSSTELLUNG EMIL BRUNNER «BERG KIND WELT»

20. JUNI BIS 18. OKTOBER 2026 IN BRAUNWALD

Dreissig Jahre nach seinem Tod wird das weltumspannende fotografische Gesamtwerk von Emil Brunner (1908–1995) erstmals in seinem Heimatkanton Glarus umfassend zugänglich gemacht. Die Ausstellung «BERG KIND WELT», kuratiert vom Glarner Fotografen Fridolin Walcher und realisiert in Zusammenarbeit mit der *Fotostiftung Schweiz*, findet vom 20. Juni bis 18. Oktober 2026 auf der Sonnenterrasse Braunwald statt.

Entstanden ist eine gross angelegte, «erwanderbare» Ausstellung, die Brunners fotografisches Werk und die Landschaft Braunwalds auf besondere Weise miteinander verbindet. Sie umfasst verschiedene Erlebnisräume: Im BSINTI-Ausstellungsraum für alpine Fotografie werden Bilddokumente aus Brunners Schaffen als reisender Fotoreporter und Bergsteiger präsentiert – während entlang der Spazierwege dreissig Stationen mit berührenden Kinderporträts Einblick in den damaligen Kinderalltag von 1943/44 geben. Ergänzt wird das Erlebnis durch Bild- und Hörstationen in sechs Ställen, die zum Vertiefen und Eintauchen in die soziale Wirklichkeit der Bergfamilien einladen. Das ehemalige Schulhaus in Braunwald wird zudem in einen Mitmachraum verwandelt, der den Wissensaustausch zwischen den Generationen stärkt.

**Ausstellungsort BSINTI**

**Der Name «BSINTI» ist Glarnerdeutsch und heisst Bewusstsein**

Das BSINTI als kleiner, aber exklusiver Ausstellungsraum konzentriert sich – ganz in der Tradition der vielen bekannten Braunwalder Fotografen – auf die Fotografie im alpinen Raum. Gleichzeitig ist das BSINTI aber auch ein Ort für kulturelle Entdeckungen: von Bühnenkunst zu Literatur bis hin zu Musik und Architektur. Darüber hinaus bietet das BSINTI Raum für gesellige Spiele, Gespräche und gelebte Dorfkultur. Die gemütliche Café-Atmosphäre und die grosszügige Terrasse laden dazu ein, bei einer Tasse Kaffee, einem Stück Kuchen oder einem erfrischenden Getränk zu verweilen.

Seit dem Start im Jahr 2012 verantwortet der Glarner Fotograf Fridolin Walcher die Kuratierung sämtlicher BSINTI-Ausstellungen. Die Ausstellung Emil Brunner «BERG KIND WELT» bildet den Schlusspunkt seiner kuratorischen Tätigkeit im BSINTI. Öffnungszeiten Di.–So.: [www.bsinti.ch](http://www.bsinti.ch).

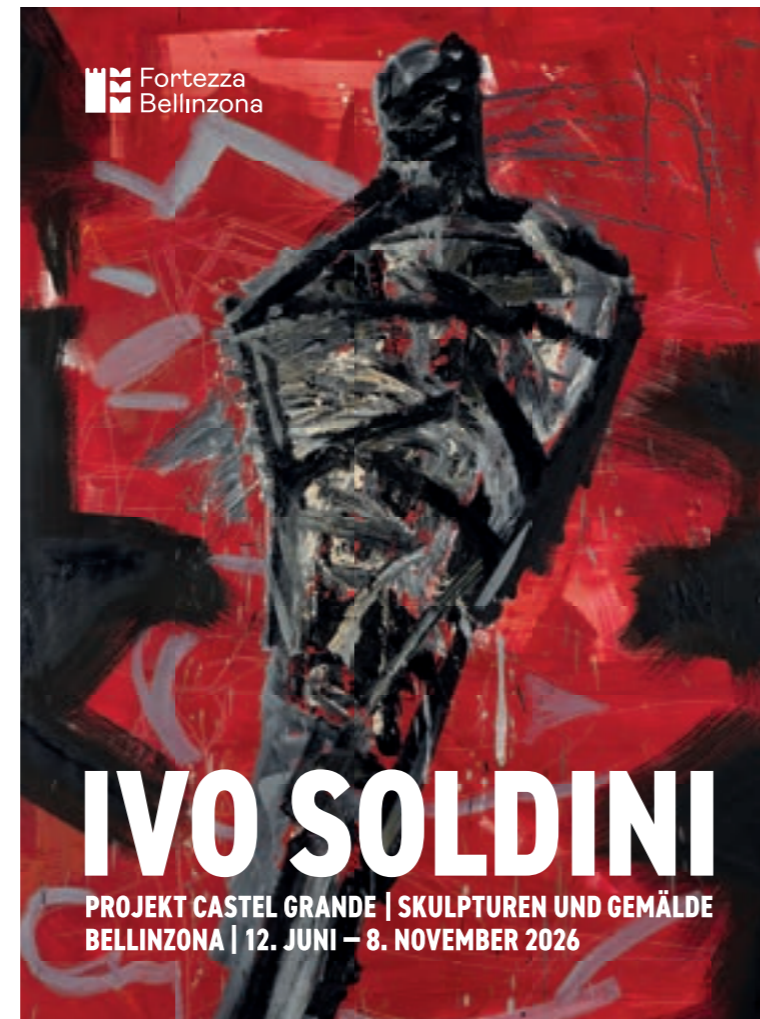
**Eröffnungsfest der Ausstellung Emil Brunner «BERG KIND WELT»**

**Samstag, 20. Juni 2026, 13–17 Uhr, im BSINTI und in Ställen in Braunwald**

Das Eröffnungsfest zu Ehren von Emil Brunner, dem Braunwalder Fotografen von Welt, findet in verschiedenen Ställen und im BSINTI statt. Eine Programmübersicht ist ab 1. Juni auf [www.bsinti.ch](http://www.bsinti.ch) aufgeschaltet.

**Die Ausstellung Emil Brunner «BERG KIND WELT» wird unterstützt durch folgende Institutionen:**

Annette Ringier-Stiftung . Ernst Göhner Stiftung . Teamco Foundation Schweiz . Octapharma-Stiftung . SWISSLOS/Kulturförderung, Kanton Glarus . Stiftung Anne-Marie Schindler . Stiftung der Glarner Kantonalbank für ein starkes Glarnerland . AVINA Stiftung . Stiftung Konzertsaal und Hotel Braunwald . SWISSLOS/Kulturförderung, Kanton Graubünden . Garbef-Stiftung Glarus . Gemeinde Glarus Süd und die Mitglieder des BSINTI-Zukunftsfonds



## Der Weltenbummler aus Braunwald

Rund 1700 Porträts von Kindern aus zwölf Dörfern des Bündner Oberlands entstanden in den Jahren 1943/44. Emil Brunner fotografierte nicht einfach Kinder, sondern schuf Bilder, die unterschiedliche Gefühle und Erfahrungen vermitteln.

Text PAUL HUGGER

Emil Brunner ist biografisch nicht leicht zu fassen. Seine Persönlichkeit ist umstritten und erscheint widersprüchlich in den Interviews – das Bild schwankt zwischen extremen Wertungen. Fragt man in Braunwald nach, so heisst es meist: Er sei ein schwieriger Mensch gewesen. Er habe sich mit den Leuten da oben gänzlich überworfen, er sei von ihnen enttäuscht gewesen, habe aber auch bei der lokalen Bevölkerung keinen guten Ruf gehabt. Auf der anderen Seite faszinierte er die Einheimischen doch, man habe gewusst, dass er ein guter Fotograf war, ein Weitgereister, einer, dem es nie an Entschluss- und Tatkraft fehlte. Andere Stimmen wieder erwähnen Brunner sehr anerkennend.

Hier die wenigen Daten, die ich zu seinem Leben zusammentragen konnte: Brunner wuchs im glarnerischen Diesbach auf, wo sein Vater Drosselmeister bei Legler & Co. war, das heisst Meister der Spinnereimaschinen. Er besuchte die Schulen in Diesbach, Härkingen, Baden und Winterthur. Ein älterer Bruder, Jakob, arbeitete später bei Brown Boveri in Baden. 1925–1929 absolvierte Brunner eine Lehre als Konstruktionszeichner bei Sulzer in Winterthur, unter der Leitung des norwegischen Schiffbaukonstruktors Hammersheimb. Er sei, wie sich der neunzigjährige Arnold Wehrli erinnert, ein kecker, unternehmungslustiger Bursche gewesen. Der damalige Werkfotograf Emil Wiederkehr bot ihm die Gelegenheit, die Technik des Foto-

grafierens zu erlernen. Was nachher folgte, beschreibt Brunner in einem als vertraulich bezeichneten Typoskript so: «Nach der Lehre insgesamt etwa ein halbes Jahr Fotograf beim Aufräumen und Wiederaufbau der ehemaligen Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges: Elsass–Verdun–Argonnen–Chemin des Dames–Somme–Arras–Französisch- und Belgisch-Flandern. Aufnahmen, die später für Reportagen verarbeitet wurden, ebenso Aufnahmen mit Normalfilm auf den Schlachtfeldern und vom Wiederaufbau, der im Kino Apollo in Zürich gelaufen ist.» Die Genfer Abrüstungskonferenz von 1932, die eine Kampagne gegen den Krieg einleitete, veranlasste ihn zu einer zweiten Fahrt an die Westfront – die entsprechenden Fotos verkaufte sich offenbar gut. Drei weitere folgten. Damit war die intensive Reisetätigkeit eingeläutet.

Als eine der schönsten frühen Fahrten bezeichnet Brunner in einer anderen Selbstdarstellung die Reise mit der «Milwaukee» von Hamburg nach Island und den Spitzbergen. Walter Mittelholzer, der ihm das Fotografieren aus dem Flugzeug beibrachte, sei von der Qualität der Bilder aus der Arktis überrascht gewesen. Ein Eintrag Brunners im Buch von Walther Heering *Das unbekanntes Island* (Harzburg 1935), illustriert seine Begeisterung für das Nordland: «Nach meiner zweiten Islandreise und ersten Durchquerung Reykjaviks... Ein Land,



Emil Brunner, Silbergelatineabzug, 174 x 239 mm, Inventar-Nr.: 2000.54.001. Copyright: © Fotostiftung Schweiz, Sammlung Hugger. Sammlung: Fotostiftung Schweiz, Winterthur.



Zurück von einem seiner Saharaflüge: Emil Brunner nach der Landung in Marrakesch 1952 in einer Havilland DH.82 Tiger Moth. Er pilotierte immer wieder gemietete Maschinen.

Links: Dieses aus 120 Metern Höhe gemachte Bild zeigt eine typische Schüsselform. In der Bildmitte mehrere Meter versenkt der Palmgarten. Die 28 schwarzen runden Punkte sind Halfgrasbüschel für die Kamele. Ganz rechts oben die kleine Behausung für die Dattelbauernfamilie. In der Mitte neben dem Garten der Ziehbrunnen. Die Wand des Hauptkraters mag zehn Meter hoch sein. Nie wieder habe ich in der ganzen Sahara eine so vollständig von der Aussenwelt abgeschnittene Oase gesehen.



schön, rein – wie am ersten Tag! Baden 1935.» Die Arktis sollte das Land seiner Sehnsucht bleiben, dazu kamen später Nordafrika und seine Wüsten. Die Tiefflugfotos mit den Dünen und den vom Sand belagerten Oasen fanden internationale Anerkennung und zahlten sich finanziell aus.

#### In die Welt hinaus

Im *Neujahrsboten 1967 für das Glarner Hinterland* hat sich Brunner unter dem Titel «Warum ich Fotoreporter und Weltenbummler wurde» selbst porträtiert. Danach beschloss er früh, einen Beruf zu erlernen, der es ihm erlaubte, in die weite Welt hinauszuziehen. Auslöser sei ein Flugzeug gewesen, das zur Zeit des Ersten Weltkriegs am Glarner Himmel erschien und in ihm die Sehnsucht nach der Ferne weckte. Auf den Geschmack des Fotografierens sei er aber durch den Fotografen Fridolin Glarner-Fieger (1866–1952) gekommen, der eines Tages in der Schule Diesbach aufgetaucht sei, um Klassenaufnahmen – seine Spezialität – zu machen. Anfang der Dreissigerjahre eröffnete Brunner ein Fotogeschäft in Baden. Dort lernte er Rosa Keller, seine zukünftige Frau, kennen, die aus einer kinderreichen Familie in Mandach stammte und auf dem Telefonamt arbeitete. Sie besorgte ihm bereits als Ledige die Wäsche und hütete bei seiner Abwesenheit den Laden.

In den Vierzigerjahren verlegte Brunner seinen Wohnsitz nach Braunwald und baute hier sein Chalet «Mungg» (um 1948). Brunner

sei eben ein Bergler gewesen, darum sei er dorthin gezogen – er habe die Berge «unsinnig» gerne gehabt, meint sein Freund Fritz Legler aus Diesbach. Tatsächlich war er ein geübter Bergsteiger und betätigte sich auch als Führer. Von dieser Passion zeugen auch die zahlreichen Hochgebirgsaufnahmen. Wie tief das ging, belegt ein Buch aus dem Nachlass – Alfred Graber: *Berge, Fahrten und Ziele*. Sein ehemaliger Sekundarlehrer, Oberst Heinrich Bähler in Hätzingen, hatte es ihm mit einer Widmung geschenkt: «Meinem Schüler Emil Brunner in Freundschaft zugeeignet.» Und dann folgt das Wort: «Liebe sie, werde wie sie: stark, frei und wahr!» Triumphierend fügt Brunner bei: «Am 16. Juli 1923 – an Roald Amundsens Geburtstag! – erstmals auf dem Tödi Russein über Südgrat.» Brunner war damals 15-jährig.

Hanni Walcher, die ehemalige Nachbarin, meinte allerdings, Braunwald sei für ihn nur Ausgangspunkt seiner zahllosen Fahrten in die weite Welt gewesen, eine Leidenschaft, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, bis ins hohe Alter, als er bereits durch die schwere Krankheit gezeichnet war. Im Bericht der *Tribune de Genève* gibt Brunner etwas prahlerisch zu Protokoll, er habe 23-mal das Kap der Guten Hoffnung umfahren und gehe zum 61. Mal nach Afrika. Das war 1967. Noch im letzten Sommer, kurz vor seinem Tod, fuhr er durch Südamerika in die Antarktis und über Südafrika wieder zurück nach Hause. Er habe ihr, Hanni Walcher, gesagt, er wisse nicht, was es heisse, zwanzig Stunden eingepfercht in einem Flugzeug

zu sitzen. Und ein Jahr früher sei er zweimal in Alaska gewesen – mit einem Eisbrecher. Das seien ungemütliche Fahrten gewesen. Am Schluss aber nennt er als Allerschönstes die Rückkehr nach Hause, in die engere Heimat.

#### Das Fliegen

Das Fliegen gehörte zu den frühen Leidenschaften Brunners. Als er die Aspirantenschule für Militärpiloten absolvierte, habe ihm allerdings sein ungezügelt Temperament die Karriere vermiest. Er sei einmal ohne Erlaubnis allein mit der Maschine gestartet, was zur Entlassung führte, wie sich sein Schwager Karl Keller in Aarau, alt Sekundarlehrer, erinnerte. Immer wieder machte Brunner später Aufnahmen aus der Luft – in gecharterten Flugzeugen. Mit Umberto Nobile war er bis zu dessen Tod befreundet, auch Walter Mittelholzer kannte er gut, wovon Autografen und Buchwidmungen zeugen. Feuerig verehrtes Vorbild aber blieb Roald Amundsen – sein Jugendidol. Die Ehe war offenbar nicht glücklich. Brunner sei ein Pascha gewesen, der seine Frau mit Beatrice, der spät geborenen behinderten Tochter, im Winter oft allein gelassen habe, um sich für längere Zeit – Keller sprach von Monaten – in der südlichen Hemisphäre aufzuhalten. Brunner habe wohl selbst nicht gemerkt, dass seine Frau unglücklich war. Aber er habe sie gerne gehabt. Das habe er – so wiederum Schwager Keller – jeweils beim gemeinsamen Grabbesuch in Mandach fest-

gestellt, wenn Brunner untröstlich geschluchzt habe. Eine Nachbarin, die Brunner als Witwer oft besuchte, bezeichnete ihn als Einsiedler. Seine Frau – 1986 an Herzversagen gestorben – sei von ihm finanziell knapp gehalten worden. Brunner sei im Alter geizig gewesen, er habe das Geld zusammengekratzt, so er konnte.

Doch es gibt auch andere Stimmen. Etwa Fritz Legler, der schon als Knabe Brunner bewunderte und ihn als feinen und lieben Menschen bezeichnete. Für den Glarner Fotografen Fridolin Walcher war Emil Brunner «nicht einfach mein Nachbar, er war für mich als Bub ein grosses Geheimnis. Aber eins hat er mich spüren lassen: dass man als bildermachender Mensch Welten entdecken kann, real auf dem Globus oder tief drinnen bei sich selbst.»

So bleibt das Bild, das sich aus dem Urteil der Zeitgenossen ergibt, letztlich widersprüchlich, wie es wohl auch Brunners Persönlichkeit selbst war: ichbezogen, aufbrausend, cholerisch, klobig und polternd, unternehmungsfreudig und nicht ohne Güte, Wärme und Grosszügigkeit. Ein Mensch, der sich für vieles begeistern und charmant sein konnte. Und so erscheint Brunner – der Weltreporter – getrieben von einer Unruhe, die ihn immer wieder aufbrechen liess zu oft wochen-, ja monatelangen Reisen, letztlich als ein Exponent seiner Zeit. Er verkörpert die rastlose Mobilität unserer Gesellschaft, den Bildhunger auch, das Bedürfnis, dort zu sein, wo Spannendes abläuft – wobei er eher Land und Leute studieren und erfahren will,



Säumer am Kistenpass, im Hintergrund die Brigelser Hörner. Um 1950. Leihgabe Museum des Landes Glarus / Nachlass Emil Brunner.

als von Tagesaktualitäten zu berichten. Mit Eifer vergleicht er alle möglichen Reisevergünstigungen; eine grosse Sammlung von Reiseprospekten, die sich in seinem Nachlass fand, belegt dies.

#### Ein verwirrlicher Nachlass

Ist es schon schwierig, Brunner als Persönlichkeit gerecht zu werden, so gilt dies noch vermehrt für sein fotografisches Erbe. Brunner passt nicht in das gängige Schema des Fotoreporters, wie es der schweizerischen Tradition entspricht. Idealtypisches, auch Idealisches, liefert er nicht. Mit seinem Konformismus, wodurch er sich in seiner Arbeitsweise dem Mainstream des aufkommenden Massentourismus nähert, irritiert er, nimmt aber Modernes vorweg. Brunner lässt sich schlecht stilisieren.

Verwirrt ist schon die thematische Vielfalt des fotografischen Nachlasses, die Tatsache auch, dass sich die Abzüge einzelner Reportagen häufen und in vielen Duplikaten vorhanden sind. Brunner muss unendlich fleissig gewesen sein und zahllose Stunden im Labor verbracht haben. Irritieren mag den einen oder anderen kritischen Kommentator auch, dass er versuchte, seine Bilder möglichst nach allen Seiten zu vermarkten, sie immer wieder anderen Bildagenturen und Redaktionen anbot.

Wie sehr das verunsichert und zur dauernden Revision des eigenen Urteils zwingt, belegen die Arbeitsnotizen von Georg Sütterlin, der den Fundus im Auftrag der *Fotostiftung Schweiz* gesichtet und geordnet hat. Sie spiegeln die Widersprüchlichkeit in Brunners Persönlichkeit wider, auch die gegensätzlichen Reaktionen, die das Werk beim Betrachter auslöst. Da charakterisiert Sütterlin Brunner als knipsenden Reisenden, später als Profi, über dessen Energie- und Bewegungsradius man staune – anderswo wieder als gruppenreisenden Fotojournalisten. Der vorherrschende Eindruck sei der eines

knipsenden Flaneurs. Ich denke, Brunner war alles zugleich, entsprechend schwankt auch die Qualität seiner Bilder. Vom Konventionellen und Nichtssagenden bis hin zu Aufnahmen von grosser Symbolträchtigkeit findet sich alles. Immer wieder staune man, so Sütterlin, über die Zähigkeit und Energie, die er an den Tag gelegt habe. Glücklicherweise sei Brunner allerdings mit den organisierten Reisen nicht gewesen, das belegen seine zuweilen verärgerten Äusserungen in den Logbüchern. Er habe diese Reiseform aus Bequemlichkeit und Kostenbewusstsein gewählt, aus dem Wunsch nach Komfort und Sicherheit auch, weil er eben kein Abenteurer gewesen sei. Brunner zählt allerdings in seinem vertraulichen Lebensbericht verschiedene Ereignisse auf, bei denen er dem sicheren Tod nur durch Zufall entronnen sei: Bergunfälle, Explosionen, Schüsse im Kriegsgeschehen, gefährliche Flugzeuglandungen. Auch sei er viermal unterwegs verhaftet worden, wegen Spionage und verbotenen Fotografierens – etwa in Persien und Syrien.

Sütterlin fragt sich, warum Brunner von den Ruinenlandschaften und Schlachtfeldern der beiden Weltkriege so fasziniert gewesen sei, ohne selbst eine Antwort darauf zu geben. Tatsächlich gehören diese Bilder zu den eindrucklichsten Reportagen in seinem Werk, sie erwachsen aus einer Obsession Brunners. Die erste Reportage, die im Nachlass dokumentiert ist, erschien als Doppelseite der *Schweizer Illustrierten Zeitung* im September 1931 unter dem Titel «Vom Schützengraben zum Weizenfeld». Den Text verfasste offenbar nicht Brunner, er ist mit Pp. signiert und eindeutig pazifistisch ausgerichtet. Der erste Satz lautet: «Mitten durch die blühenden Gefilde Frankreichs zieht sich seit fünfzehn langen Jahren ein toter, zerwühlter, zerschmetterter Streifen Landes.» Die Fotos zeigen die damals noch bestehenden Verwüstungen und die makabren Relikte der Kämpfe, zerbeultes Kriegsmaterial und Gebeine gefallener Soldaten.



Eine Kurdenfamilie im äussersten Westen Persiens an der irakischen Grenze im Messerschmiededorf Kerind. Brunner hat Mitte der Sechzigerjahre ganz Kurdistan bereist: Osttürkei, Armenien, Persien, Irak und Syrien.

Damit erscheint ein Motiv, das Brunner immer wieder beschäftigen wird: die Verheerungen des Krieges, wie sie sich vor allem in den Siedlungen zeigen. Er wird ihnen auf den Reisen der Dreissigerjahre an die Westfront nachgehen, ebenso wie kurz vor oder nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Dazu berichtet Brunner in seinem lebensgeschichtlichen Typoskript Erstaunliches: «Im Winter 1944/45 gelingt es mir dank Intervention eines befreundeten Diplomaten mitten im Höhepunkt der Schlacht um Deutschland, als Kriegsreporter an die Westfront zu gelangen (Armee de Lattre de Tassigny) und mit der FFI, den Kolonialtruppen und der «Rhein-Donau-Armee» nach Österreich. Den Waffenstillstand erlebe ich bei diesen Armeeeinheiten in Österreich und kehre am 9. Mai 1945 wieder in die Schweiz zurück.» Das tönt etwas vollmundig. Tatsächlich haben wir von Brunner Bilder des zerstörten Friedrichshafen, französischer Soldaten in Österreich und der «1. Russischen Nationalarmee der Deutschen Wehrmacht» bei ihrem Grenzübergang nach Liechtenstein. Wenig später sehen wir den Fotografen in der ehemaligen Reichshauptstadt Berlin am Werk und entlang des französischen Atlantikwalls. Diese letztgenannten Aufnahmen vermittelten mir eine Vorstellung vom Ausmass der Verwüstungen dieser Küstenstädte im Nordwesten Frankreichs, das mir bisher nicht bewusst war. Solche Fotos dürften – wer hatte schon gleich nach dem Krieg in Frankreich Zugang zu genügendem Fotomaterial? – von besonderem dokumentarischem Wert sein.

#### Die Menschen

Betrachtet man Brunners Gesamtœuvre, so fällt einem der hohe Stellenwert auf, den die Menschen darin einnehmen. Auch Sütterlin spricht davon: «Er hatte als Fotograf (weniger als Mensch) ein offenkundiges Interesse an Menschen und sichtlich wenig Scheu, vor sie hinzutreten und abzudrücken.» Seine Fotografien zeigen oft Men-

schen in Bewegung oder in alltäglicher Pose. Brunner nimmt sie so auf, wie er sie antrifft. Das macht das oft Provisorische aus, das den Fotos anhaftet. Und weil er kaum eine Triage bei den Bildern vornahm, entsteht leicht der Eindruck, sie seien bedeutungslos und zufällig. Nimmt man aber die Perlen aus der Bilderflut heraus, verändert sich die Wirkung schlagartig.

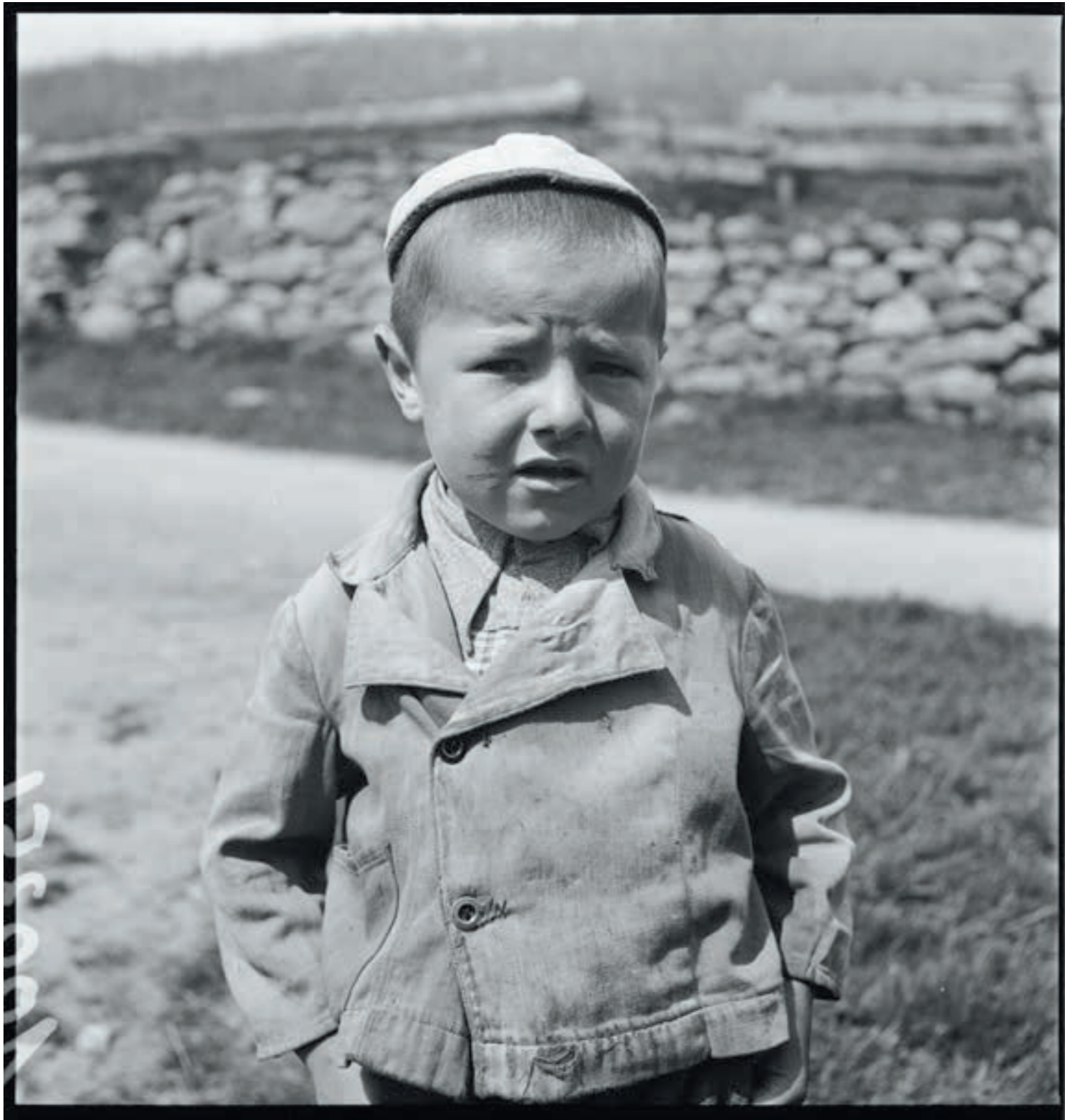
Die geografische und thematische Weite des Œuvres beeindruckt: In der Schweiz sind die Reportagen und Bilder zunächst aus der Region Baden, unter anderem über einen Flugzeugabsturz und eine detaillierte Siedlungsaufnahme aus der Luft, dann folgen die zahlreichen Reportagen aus der engeren Glarner Heimat, etwa über das «Tödi-Drama» von 1920, dem ein finnischer Flieger zum Opfer fiel – Brunner eruierte die Unglücksstelle wieder um 1958 –, Aufnahmen vom Vandalismus im verlassenen Berghaus «Ohrenplatte», Serien zu Suworow und zur Beresina-Sage, Fotos der Innenrenovation der Kirche von Betschwanden, vom Besuch des Gesamtbundesrates in Braunwald und immer wieder Gebirgsaufnahmen, vor allem von Gipfeln der Innerschweiz und Graubündens. Kaum aufzulisten ist die Fülle der Reportagen aus fremden Ländern und Erdteilen: die Wüstenaufnahmen in der Sahara, die Reisen ins nördliche Polargebiet, nach Spitzbergen, Bilder aus wohl allen europäischen Staaten bis hin nach Russland, Reportagen quer durch die Kontinente (mit Schwerpunkt Afrika), aus Kurdistan, Iran, Indien, Nepal, Feuerland, Chile, Aufnahmen bei den kanadischen Eskimos. Unvergessliche Motive – um es zu wiederholen – stehen neben nichtssagenden Allerweltbildern, Aufnahmen von der Tourismusmeile neben solchen aus Slums. Eindrücklich haften geblieben sind mir zum Beispiel die Fotos schwarzer Hafenarbeiter in Mosambik.

#### Rührende Direktheit

Und da sind denn auch die Bündner Bergkinder in ihrer rührenden Direktheit. Sie haben im fotografischen Nachlass einen besonderen Stellenwert. Schon bei der ersten Durchsicht im Chalet «Mungg» fiel Jürg Zimmerli die Qualität dieser Fotos auf – und in der Folge beschäftigte ihn immer wieder die Idee einer entsprechenden Buchpublikation. Brunner konnte zur Zeit dieser Aufnahmen kriegsbedingt die Schweiz für Fotoreportagen nicht verlassen. So richtete sich sein fotografischer Blick auf das Nahe. Das waren für Brunner vor allem die Berge. Wenn er von seinen Gipfelfahrten in Graubünden ins Tal zurückkehrte, porträtierte er Kinder in den Bergdörfern. So entstand ein heute bewegendes Dokument des damaligen Kindseins im alpinen Rahmen. Kindheit in den Vierzigerjahren des letzten Jahrhunderts und Kindheit 2002 – ein Vergleich drängt sich auf. Etwas mehr als ein halbes Jahrhundert ist über die Bilder gegangen, aber es scheint, eine Welt stehe dazwischen. Es sind weniger die abgetragenen und kaum kindergerechten Kleider und das klobige Schuhwerk, die diesen Eindruck erwecken: Es sind der Habitus und das Antlitz der Kinder. Blicke, die bereits ein Wissen um das Erwachsensein und die entsprechenden Anforderungen andeuten, Gesichter, die das Leben schon zu kerben begonnen hat, Attitüden, die noch keine medialen Vorbilder imitieren, wie sie die Bildmedien heute in die entferntesten Stuben tragen. Brunners Bündner Bergkinder sind ein kostbares Vermächtnis. Sein Nachlass, so bin ich überzeugt, wird uns noch lange beschäftigen.

**Paul Hugger**, 1930 bis 2016, war ein Schweizer Volkskundler und Publizist. Er widmete sich der historischen und gegenwärtigen Volkskultur. Er lehrte an den Universitäten Basel und Zürich. Er gab mehr als 50 Themenbände heraus. Der vorliegende Text stammt aus: *Tausend Blicke*, Limmat.





## Das Leben der Kinder

Rund dreissig Personen aus den zwölf Gemeinden, in denen Emil Brunner fotografierte, erzählen von ihrer Kindheit in den Kriegsjahren. Die Autorin hat die Geschichten in Kapitel unterteilt.

Text ERIKA HÖSSLI

### KRIEG

Ende August 1939 ging es los, ich kann mich noch genau erinnern, wir waren im Maiensäss am Heuen. Die betroffenen Männer mussten mit dem erstbesten Transportmittel, mit dem Velo, dem Pferd, einem Auto oder zu Fuss, an den Bestimmungsort einrücken. Unser «Mäher» (Mäher), ein Valser, wollte um alles in der Welt nicht gehen. Mein Vater redete ihm zu, es half nichts. Wochen später holte ihn die Heerespolizei.

Auf der Alp mussten der Senn und der Kuhhirt dranglauben. Mein Vater war zum Glück schon zu alt zum Einrücken, aber er war gezwungen, das Käsen zu übernehmen, er versorgte ja im Winter die Sennerei und kannte sich aus.

Ich musste wohl oder übel für den Kuhhirten einspringen. Mit meinen acht Jahren sollte ich die Kühe hüten, eine totale Überforderung. Bald schon war ich zum Umfallen müde. Ein Achtzehn-Stunden-Tag mit einer grossen Kuhherde war zu viel für meine kurzen Beine. Auch zum Schlafen konnte ich nicht heim. Eines Abends trank ich kalte Milch und musste dann die ganze Nacht über erbrechen. Vater kam abends zum Melken, schlief oben bei uns auf der Alp, käste am Morgen und eilte dann auf die andere Talseite zum Heuen. Besagter Senn starb im Jahre 1940 bei einem Unfall im Dienst. Eine Waffe, nach der Wache irrtümlicherweise nicht entladen, ging los, tötete ihn und verletzte zwei weitere Soldaten.

Man musste verdunkeln. Die Gemeinde lieferte Vorschriften und graubraunes, wellkartonartiges Material. Die Fenster wurden ausgemessen, der Karton zugeschnitten und oben und unten mit einer

Holzleiste versehen. Das Ganze befestigte man oben am Fensterrahmen mit zwei Hakenschrauben, unten wurde es so fixiert, dass kein Licht mehr nach draussen dringen konnte. Es gab Gemeindeangestellte, die diese Verdunklungen kontrollieren mussten.

Zu essen hatten wir zwar genug, aber Obst und Süssigkeiten gab es nicht mehr. Gegen Ende des Krieges flogen jeden Abend Bomber in Richtung Italien über das Dorf. Wir fürchteten uns.

An den Stallwänden wurden Plakate der Landesverteidigung angeschlagen. Wer sich nicht an die Vorschriften für Anpflanzung, Schlachten, Verwertung und Abgaben hielt, geriet in Schwierigkeiten mit dem Kriegswirtschaftsamt und wurde gebüsst. Eines Tages schickte man ein Plakat, auf dem eine riesige Ratte abgebildet war, schwarzweiss natürlich, als Mahnung und Warnung vor dem Hamstern. Vater wollte es einer gewissen geschäftstüchtigen Bäuerin an die Haustüre hängen.

Wir wohnten vis-à-vis vom Spritzenhäuschen, wo die Mobilmachungsplakate angeschlagen werden mussten. Eines Morgens um vier Uhr läuteten die Glocken. Ich erwachte in meinem kleinen Bett im Elternschlafzimmer. Vater stand auf, schaute zum Fenster hinaus und sagte: «Da ist etwas los, sicher Krieg.» Er schlüpfte hastig in seine Hose und rannte auf den Dorfplatz. Und so war es. Es war Krieg. Ich konnte nicht recht einschätzen, was das hiess, aber es war unheimlich. Auf dem Dorfplatz standen Männer mit Laternen vor den Mobilmachungsplakaten mit den Aufgeboten. Ein grosser Teil der Dorf-



bevölkerung war in den Maiensässen oder beim Wildheuen. Ein paar Männer wurden beauftragt, die schreckliche Nachricht in die Maiensässe zu bringen.

Obwohl mein Vater invalid war, musste er einrücken. Der legendäre Militärarzt Hämmerli, der die Eintrittsuntersuche machte, meinte: «Nicht so schlimm, leichten Dienst kann dieser Mann schon tun.» Vater musste mit ein paar anderen auf einem Peiler Maiensäss Spezialaufgaben nachkommen, was das war, weiss ich nicht. Später erzählte er uns von ihrer ohnmächtigen Lage: Sie hatten fast nichts zu tun, jassten den ganzen Tag und wussten dabei, dass ihre Leute daheim in der Arbeit fast erstickten.

Mein älterer Bruder musste während des Krieges in die RS. Als er heimkam, erzählte er uns von seinem Hundeleben im Unterwallis. Sie waren drei, vier Monate in einem Bunker stationiert gewesen, hatten kein Tageslicht gesehen und zu wenig zu essen gehabt, trotz Mutters Fresspäcklein.

Einer meiner Klassenkameraden war der Sohn eines Bauunternehmers. Er hatte immer Geld im Sack und musste nie in den Stall, nicht striegeln, nicht bürsten, nicht misten oder das Vieh tränken helfen. In der Pause fragte er mich hin und wieder, ob ich keine Konfiseriemärklein hätte. Er war ein Schleckmaul. Bei uns gab es keine Bonbons und keine Schokolade an gewöhnlichen Tagen. Das Geld und die Erlaubnis fehlten. Wir handelten. Für fünf oder zehn Rappen, je nach Lage und Bedürfnis, verkaufte ich ihm unsere Konfiseriemärklein.

Man spürte die Ängste überall. Ich hatte das gar nicht gerne. Meine Brüder erzählten abends, wenn sie heimkamen, sie hätten gehört, wie geschossen wurde in Italien. Italien? Wo war Italien? Wie nahe? – Ich konnte nur schlecht einschlafen. In der Schule sprach und hörte man ständig davon, und wir beteten auch dort, dass der schreckliche Krieg aufhören möge.

Radio hatten wir keins. Abends mussten wir alle Fensterläden schliessen, in den Zimmern, die nicht verdunkelt wurden, durfte kein Licht gemacht werden. Im Dorf brannte keine einzige Strassenlampe, es war unheimlich und finster auf den vertrauten Wegen. Und in Italien wurde geschossen!

In dem Sommer, als der Krieg ausbrach, war ich auf der Alp. Eines Nachts klopfte es, es sei Krieg, hiess es, der Senn und der Zusenn mussten einrücken. Für uns Zurückgebliebene waren Arbeit und Unbegreiflichkeit des Krieges fast nicht zu bewältigen. Männer aus dem Dorf halfen aus. Später kamen Soldaten, die auf der Greina stationiert waren, und halfen uns auch. Die Bauern aus dem Dorf versorgten uns mit Nachrichten. Am Ende des Alpsommers kontrollierte ein Mann, beauftragt vom Bund, die Abgaben. Jeder Bauer durfte nur behalten, was ihm laut Bestimmungen zustand, den Rest musste er abgeben.

Auch Heu für die Armeetiere wurde im Dorf abgeholt. Alles war rationiert und nur mit Märklein zu haben. Die Frau im Laden musste sie aufkleben und abgeben. Hunger litten wir nicht, aber es gab immer das Gleiche: Polenta, Hirse und schimmeliges Brot. Jeder Bauer war verpflichtet, Kartoffeln und Korn anzupflanzen.

## WOHNEN

Wir waren arm. Elektrisches Licht hatten wir bereits, aber das Wasser mussten wir am Brunnen holen. Das Haus war alt und in einem schlechten Zustand. Der Stubenofen wurde vom Hausflur aus eingehiezt. Unser Schlafzimmer war gross und kalt, es soll früher einmal der Gerichtssaal gewesen sein. Wir schliefen zu zweit in einem Bett. Die Küche war für zwei Familien gedacht, mit zwei Kochstellen, eine für uns, eine für die Nachbarsfamilie. Eigentlich war es eine wunderbare Küche, gemauert – mit einem Steingewölbe, Steinplattenboden und offenem Kamin. Im Boden hatte es Spalten und Löcher, ich weiss nicht, warum sich die Männer nie Zeit nahmen, den Fussboden auszubessern, es wäre für die Frauen von grossem Nutzen gewesen.

Vor 1942 hatten wir noch einen offenen Kamin zum Kochen. Die Wäsche musste auch in der Küche gemacht werden. Jede Woche wurde sie, von Hand vorgewaschen, im Wäschehafen auf dem Kochherd gekocht und im Brunnentrog gespült und dann aufgehängt. Socken und andere Wollsachen wusch man in «Gelten» (Blechwannen). Im Winter froren den Wäscherinnen die Finger fast ab. Die Wäschestücke gefroren zu Gespenstern. Vaters Hose stand aufrecht in der Stube, wenn wir sie von der Wäscheleine auf der offenen Laube hereinholten.

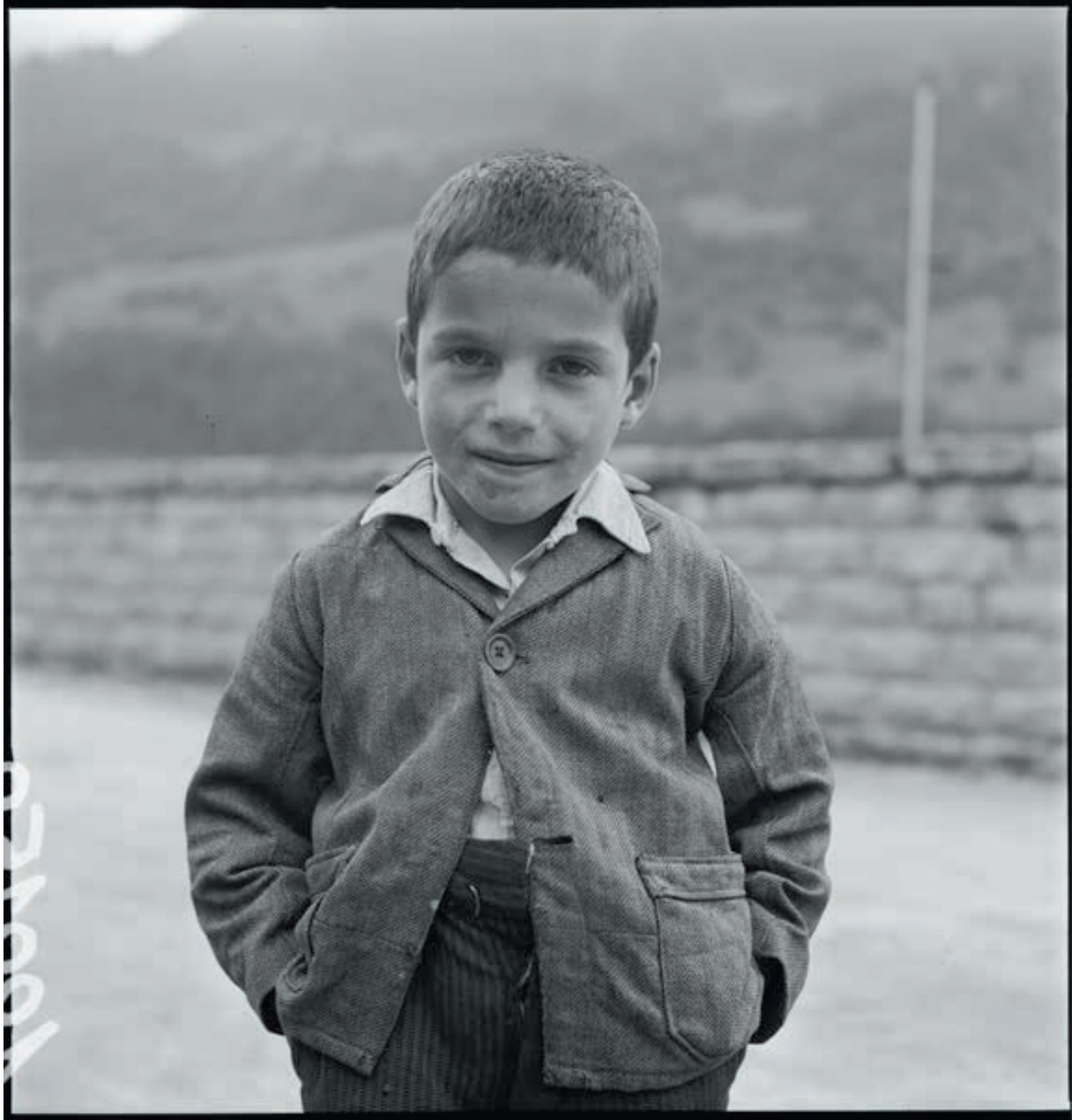
Die Vierzig-Watt-Glühbirne in unserer Stubenlampe leuchtete den Tisch knapp aus, musste man in einer Kommodenschublade etwas suchen, war man auf den Tastsinn angewiesen. Wir spielten im Halbdunkeln, wir schwatzten und arbeiteten im Halbdunkeln – und Mutter erst! Kein Problem. In den Ställen brannten flackernde Petrollampen oder 25er-Birnen, oft noch verschmutzt. Sie spendeten ein Minimum an Helligkeit, aber man fand sich sehr wohl zurecht.

Unser Dorf hatte ein eigenes Elektrizitätswerk. Im Winter hatte es oft zu wenig Wasser, weil das Reservoir so klein war. Dann wurde das Lampenlicht in den Häusern schwach und schwächer. Samstagabends bügelten die Frauen in allen Häusern pflichtbewusst die weissen Hemden der Männer für die Sonntagsmesse. Das Bügeleisen wurde mancherorts mit einem Extrastecker an der Stubenlampe angeschlossen. Dieses Samstagabendbügeln musste verboten werden, weil die Stromversorgung mit auffälliger Regelmässigkeit zusammenbrach.

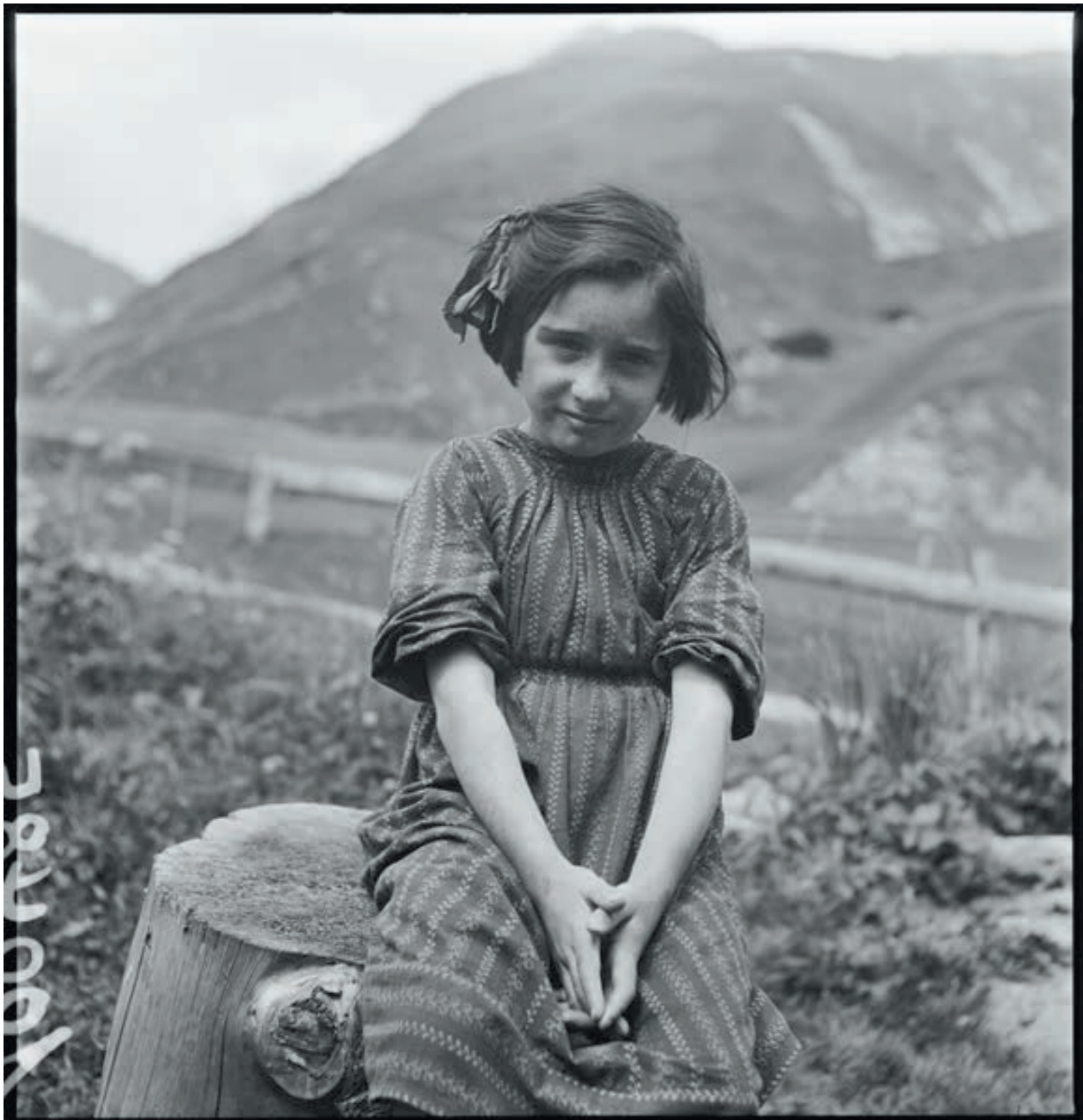
Wir Buben wurden hin und wieder ins Reservoir hinaufgeschickt, um nachzusehen, wie hoch der Wasserstand war. Wenn man den Deckel öffnete, konnte man ihn ablesen.

Unser Haus war ein Dreifamilienhaus. Die Wohnräume der einzelnen Familien waren kreuz und quer nach einem geheimnisvollen Schlüssel aufgeteilt. Im ersten Stock befanden sich alle drei Stuben, vom Gang aus geheizt, und die drei Küchen. Zu den Schlafzimmern im zweiten Stock führte eine steile Treppe. Über unserer Stube schliefen nicht etwa meine Eltern, sondern Onkel und Tante väterlicherseits. Diese Elternschlafzimmer über den Stuben waren wärmer als die übrigen Schlafkammern.













## ARBEIT

Es gab Pferde im Dorf. Wer keins hatte, suchte aus seinem Viehbestand ein Tier aus, das sich seinem Charakter nach dazu eignete, unters Joch genommen zu werden. Es waren immer weibliche Tiere, Ochsen gab es bei uns keine. Den Dorfstier sahen wir selten, nur wenn der Bauer ihn spazieren führte, beide waren eher hässlich. Ich fürchtete dieses schnaubende Ungeheuer mit dem Ring in der Nase.

Als ich das erste Mal erlebte, wie ein Kalb auf die Welt kam, war ich durch und durch erschüttert. Eigentlich hatte ich unserem Nachbarn nur einen kurzen Stallbesuch machen wollen, aber er war ganz aufgeregt. Eine Kuh lag da, stöhnte, verdrehte die Augen, und hinten ragte ihr ein Füsschen ihres Kalbes aus dem Leib heraus. Zum Fürchten wirklich und unglaublich. Unser sonst so gemütlicher, ruhiger Nachbar schwitzte und litt. «Hol deinen Grossvater, schnell, ich brauche Hilfe», sagte er ungewöhnlich laut und hastig. Ich rannte das schmale Weglein im Schnee zu unserem Stall.

Mit Grossvater zurück, musste ich mich an das Kopfende der Kuh setzen, ihr gut zureden und sie notfalls um jeden Preis am Aufstehen hindern. Grossvater krepelte den rechten Hemdärmel bis über den Ellenbogen hoch und fuhr dann – oh Schreck – vorsichtig mit seinem ganzen Arm in die hintere Öffnung der Kuh. Er arbeitete einarmig, Schweisströpfchen rannen ihm über das Gesicht, er drehte das Kälblein im Kuhleib, und ein zweiter Fuss erschien. Die beiden Männer banden einen Strick um die Füsschen, zogen, stützten und stöhnten, und plötzlich lag da ein nasses, schleimiges Riesenetwas im Tenn. Wir hatten gewonnen. Kuh und Kalb gaben unvergleichliche Laute von sich, das erste Gespräch zwischen Mutter und Kind. Glücklicherweise half ich beim Abreiben des Frischgeborenen, obwohl mir das Geschleime auf seinem Fell fast den Magen umdrehte.

Meine Lieblingsarbeit war das Hüten. Es gab kaum ein Kind, das nicht früher oder später zum Hüten herangezogen wurde. Hüten ist eine vielseitige, gar nicht einfache Angelegenheit, hervorragend geeignet, Erfahrungen fürs Leben zu sammeln. Man lernt, Verantwortung zu übernehmen, man muss die gute Weide sehen, die Gefahren im Gelände einschätzen können und auf Wetter und Jahreszeiten achten. Und die Tiere haben verschiedene Charaktere – und wie! In jeder Herde gibt es Tiere, die Mühe machen, insbesondere Ziegen wissen genau, dass Menschen hinten keine Augen haben.

Es konnte schwer sein, der übertragenen Verantwortung gerecht zu werden, zum Beispiel vor einem Gewitter, wenn man jeden Moment darauf gefasst sein musste, dass die Tiere ihre Schwänze hoben und als unaufhaltbare Horde davonstürzten über Mauern und Gräben, zurück ins Dorf. Eine Hirtenschande! Ganz schlimm war es, wenn einem ein Tier abstürzte.

Im Herbst war alles Vieh zu Hause. Die Tiere waren weidegewohnt, gut trainiert und liefen gerne weit. Die Wiesen waren gemäht, und die Alpweiden durften auch «ausgehütet» werden. Eines Abends musste ich unser Vieh holen gehen. Es war weit weg hinter dem «Dunklen Wald». Ich fand die Tiere, trieb sie zusammen, und während wir gegen den «Dunklen Wald» liefen, dachte ich: «Jetzt ... jetzt muss ich da hindurch!» Ich wusste, dass es dort nicht geheuer war, und hatte grosse Angst. In meiner Not packte ich die hinterste Kuh beim Schwanz und liess mich durch den Geisterwald ziehen. Die Kuh steigerte ihr Tempo, was mir recht war, rennend gelang uns die Durchquerung. Ich war gerettet.

Uns war eingetrichtert worden: «Wenn ein Auto kommt und hält, nicht reden mit den Leuten, nichts annehmen oder gar essen, es ist gefährlich.» Gut. – Einmal hüteten wir zu dritt oder zu viert unsere Tiere, auch unser Sommermädchen war dabei. Plötzlich sahen wir ein Auto ganz langsam näherkommen. Da waren sie, die Kinderräuber! Wir rannten davon, so schnell uns unsere Beine trugen. Unser Sommermädchen stürzte einen langen, steilen Abhang hinunter, Hände oben, Füsse oben, grauenhaft. Wir sahen sie schon tot und uns in der Hölle. Zu unserer Erleichterung stand sie unten auf, bewegte sich, als ob nichts gewesen wäre, und kletterte zu uns herauf. Gott sei Dank!

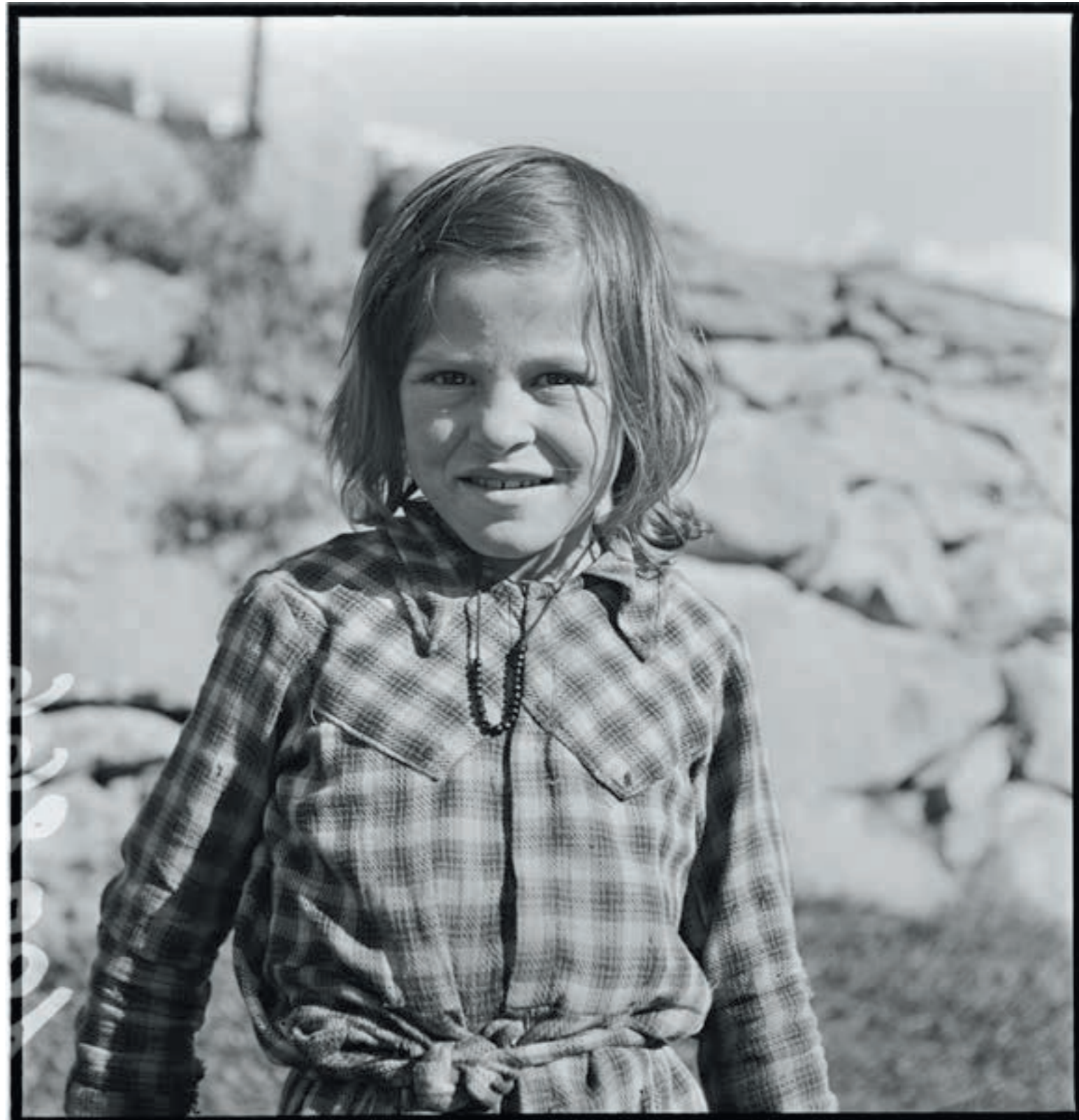
Einen Sommer lang hütete ich die Ziegen, dreihundert Stück, von sechs Uhr früh bis sieben Uhr abends. Fünf Sommer lang war ich auf der Alp, es war sehr streng. Wir waren zwei Erwachsene und drei Buben und hatten hundert Kühe zu melken und zu hüten. Um vier Uhr mussten wir aufstehen. Oft waren wir bis elf Uhr abends auf den Füssen. Die Molke wurde an sechzig Schweine verfüttert. In der fünften Klasse konnte ich schon achtzehn Kühe melken und die schweren Milcheimer in den Hüttenkeller tragen, dort leerten wir die Milch in Holzgefässe.

Während des Hütenens mussten wir stricken. Das Strickzeug blieb dabei nicht immer sauber, oder wir verloren Stricknadeln, was unsere Mutter gar nicht schätzte. Einmal strickte ich Socken für Vater. Ich hatte einen mächtigen Knäuel Schafwolle unter dem Arm. Schwupp – fiel er mir zu Boden und sprang in grossen Sätzen den Abhang hinunter gegen das Tobel zu. Ich suchte und suchte in allen Stauden und Löchern, nichts! Wir hatten nie zu viel Wolle. Ich getraute mich nicht, meiner Mutter zu erzählen, dass ich diesen grossen Knäuel verloren hatte.

Ein paar Mal hütete ich die Ziegen der Gemeinde, 150 Tiere vom Dorf und 140 von den Höfen, mehrheitlich schwarze Tiere mit weissen Zeichnungen an Kopf, Bauch und Beinen, aber auch gämsfarbene, weisse oder ganz schwarze. Die Ziege war die Kuh des Armen. Alle hatten Ziegen, auch der Maler, der Schreiner und der Lehrer. Im Herbst 1944 bekam ich 140 Franken Hirtenlohn. Sie wanderten in die Familienkasse.







## ESSEN

Unsere Hauptnahrung bestand wohl aus Kartoffeln und Polenta. Im Sommer, wenn man auf dem Feld ass, backte Mutter feine Küchlein in schwimmendem Fett, dazu gab es Käse und Speck, ein Festessen, und im Tee hatte es einen Schuss Wein.

Es gab heisse, trockene Sommer damals. An einem solch furchtbaren Hitzetag waren wir am Pflügen. Es ging schlecht. Ich musste die beiden Zugrinder führen, Vater war am Pflug, und Mutter half auch. Kurz vor Mittag blieb sie stehen und sagte dann verzweifelt: «Ich weiss einfach nicht mehr, was ich kochen soll, in Gottes Namen, ich weiss es nicht. Es ist nichts da.» Sie war den Tränen nah. «Ein bisschen Mehl wirst du doch noch haben», tröstete Vater. Es gab dann «Pizokels» (Spätzchen), als wir heimkamen.

Mutter backte uns einen Wunschkuchen, wenn wir Geburtstag hatten. Ich bestellte «Schwarzpeter», eine ungebackene, mastige Verführung aus «Petit Beurre»-Biskuits, Kokosfett und schwarzer Schokolade, in einer Keksform ziegelartig aufgemauert. Es schmeckte einfach zu köstlich, auch wenn es mir jedes Mal schlecht wurde davon. «Schwarzpeter» blieb mein Geburtstagswunschkuchen.

Weihnachtsgebäck kannten wir nicht, aber es gab sonst viel Feines: Polenta, Kartoffeln, «Maluns» (Kartoffelgericht), «Capuns» (Spätzchenteig in Mangoldblättern), Suppe, «Pizokels» und Apfelküchlein sowie trockenes Fleisch, Schinken, Speck und Würste. Sonntags verschlangen wir einen Riesencervelat aus dem Laden, ein besonderer Leckerbissen.

Grossmutter's Würste und Speck waren das Beste, was man sich denken konnte. Sie hatte auch einen Pfirsichbaum, nahm die Früchte frühzeitig ab, wickelte sie in Zeitungspapier und liess sie so ausreifen. Köstlich! Äpfel hatten wir selten, und Bananen konnten wir uns nicht leisten.

Dem Ziegenhirten musste das Mittagessen eingepackt werden. Einmal hatte Grossmutter einfach gar nichts zum Einpacken. Sie ging zur Nachbarin und fragte, ob sie ihr nicht mit einem Stücklein Käse aushelfen könne. Die Bäuerin schickte ihre Magd in den Keller. Noch nicht ganz unten, rief diese herauf: «Aus welchem Keller, aus dem hinteren oder aus dem vorderen?» Da wurde es Grossmutter leicht übel, sie hatte nichts, und hier wusste man nicht, aus welchem Keller man etwas nehmen sollte.

Mitten im Dorf lebte eine liebe, alte Frau, die ich gerne besuchte. Sie wusste die schönsten Geschichten, und sie schimpfte nie. Wenn sie einen Apfel essen wollte, setzte sie sich an den Küchentisch, rieb den ausgewählten Apfel an ihrer Schürze, bis er glänzte, und schnitt ihn mit einem speziellen Messerchen langsam und sehr exakt in dünne Scheiben, sodass alles am Stück blieb. Wenn die Vorbereitung so weit gediehen war, brach sie sorgfältig Apfelschnitz um Apfelschnitz heraus, und wir assen in Eintracht und mit Genuss. Diese Nina-Äpfel waren nicht zu übertreffen.

## EINKAUFEN

Frau Celestin, eine der Krämerinnen mit den grossen «Chräzen» auf dem Rücken, stammte aus dem Veltlin und war während ihrer Verkaufssaison in Ilanz stationiert. Diese Krämerinnen trugen schwer an ihren Kisten, waren stets dunkel gekleidet, mit Kopftuch und Stock und kleinem, schwarzem Bündel in der Hand. Oben auf den Kisten türmten sich die Textilien: Tisch-, Hand-, Taschentücher, Schürzen, Wasch- und Putzlappen, Kopftücher und Unterwäsche, an den Seiten baumelten Siebe, Schuhbündel aus Leder oder Baumwolle und Hosenträger – und was es in den kleinen Schubladen nicht alles hatte: Faden, Garne und Nadeln aller Arten, Schneiderkreiden, Fingerhüte, Knöpfe und Druckknöpfe, Schnallen und Haken, Gummiband, Zopfschleifen, Haarkämme und -nadeln, Seifen und Läusekämme.

Frau Celestin kam mit der Bahn, Jahr für Jahr, meistens im Herbst, und ging von Haus zu Haus. Sie hatte ihre Familien, bei denen sie über Nacht bleiben konnte. Ihr Nachschub traf per Post ein und wurde in den Postbüros gelagert, bis sie die Waren brauchte. Frau Celestin wünschte Glück, wenn man ihr etwas abkaufte, sonst fluchte sie.

Der Pfannenverzinker richtete seinen Arbeitsplatz mit Feuerchen mitten im Dorf ein und lötete, flickte und verzinkte Pfannen, «Gelten» (Blechwannen), Blechkannen, Eimer, Löffel, Schöpfkellen und Kochherdreifen. Er trug immer einen Hut und war zum Fürchten schwarz. Wir schauten ihm aus sicherer Entfernung stundenlang zu. Er tat, als bemerke er uns nicht.

Der Schirmflicker und der Scherenschleifer kamen mit Pferd und Leiterwagen, Familie und Hunden. Sie schlugen ihr Lager an der ihnen von der Gemeinde zugewiesenen Stelle auf. Ihre Hunde waren an den Planwagen angebunden und knurrten zähnefletschend, wenn man zu nahe kam. Die Frauen jagten uns weg, trotzdem hatten wir immer ein wenig Angst, sie würden uns stehlen. Darüber geisterten eben Schaugeschichten durch unsere Kinderstuben. Diese Fahrenden gingen von Haus zu Haus und sammelten Messer, Scheren und kaputte Schirme ein und brachten alles geschliffen und geflickt zurück.

Ein- oder zweimal im Jahr erschien ein etwas beleibter, immer fröhlicher Mann mit einer schönen künstlichen Hand im schwarzen Handschuh. Seinen grossen, schweren Koffer trug er an einem starken Lederriemen auf dem Rücken. Wir mochten ihn und waren begierig auf seine lustigen Sprüche in gebrochenem Deutsch. Wir nannten ihn «Driinunzi», weil fast alle kleinen Sachen aus seinem Koffer «driinunzi», 3.90 Franken, kosteten. Er verkaufte Männerhemden, Männerröcke, Hosen, Westen, Überkleider, Unterwäsche, lange Unterhosen, innen mit Frottee, Taschentücher, Socken, Strümpfe und Schürzen mit und ohne Ärmel. Er hatte spitzbübische Augen und machte fast alles mit einer Hand. Wenn er seinen Koffer zuklappte und auf den Rücken schwang, uns die gesunde Hand zum Abschied hinstreckte und laut schwatzend davonging, befel mich eine Art Traurigkeit.

## KLEIDUNG

Die Röcke reichten bis zur Wade. Wenn wir Ski fahren wollten, dann im Rock. Die Strümpfe juckten, oben hatten sie hinten und vorn je einen Knopf für den Anschluss an graue Gummibänder mit Schlitzten und höheren Ortes an das verhasste Etwas: eine Art Mieder oder Leibchen ohne Arm, das dazu diente, die Strümpfe oben zu behalten und uns einzuengen. Unsere Winterjacken waren aus Wollstoff oder dick gestrickt aus der Wolle unserer Schafe. Meine Mutter nähte alles selber: Röcke, Kleider, Schürzen mit Latz und Bündeln. Einmal bekam ich am Neujahr einen rot und blau gemusterten Stoff. Er gefiel mir. Ich stand an der Nähmaschine und wartete sehnsüchtig darauf, dass Mutter fertig werde mit meinem besten Stück.

Skihosen kannte man noch nicht. Die Buben trugen im Winter dreiviertellange Hosen und Strümpfe aus selbst gesponnener Wolle. Die Mädchen hätten auch gerne Hosen gehabt. Da und dort setzte sich der Wille zur Hose durch. Die mutigen kleinen Frauenzimmer griffen zu den Hosen ihrer Brüder, wenn sie Ski fahren oder schlitteln gingen. Die Hosenträger waren aus Stoff, hinten angenäht, vorne mit Knöpfen versehen, und auf der Brust hatten sie einen textilen Querbalken, um das Von-den-Schultern-Rutschen zu verhindern.

Stoff war das übliche Neujahrs Geschenk für Patenkinder, man bezog ihn entweder aus der Tuchfabrik in Trun, aus dem Laden, wenn vorhanden, oder man bestellte bei Stoffreisenden. Im Herbst nach der Schafschur tauschte man einen Teil der Wolle, in Säcke verpackt, gegen Stoff ein.

Mama schneiderte alles selber. Sie konnte das sehr gut. Vor der Heirat war sie als Näherin von Haus zu Haus gegangen. Eine Männerkleidung musste in einem Tag fertig sein. Den Stoff hatte man von der Stofffabrik «Truns» oder man bestellte bei Reisenden, die mit Stoffmustern kamen. Vater prüfte diese genau, nahm einen Faden heraus und zündete ihn an. Stank es nach verbranntem Haar, hatte das Material den Test bestanden, Schurwolle. Manchmal bekamen wir gebrauchte Kleider von Verwandten aus dem Unterland.

Wir Mädchen trugen ganze Kleider und Schürzen, für die Kirche mussten alle Längen stimmen. Als Hochzeitskleid trugen die Frauen etwas Trachtenähnliches mit Häubchen und festlicher Schürze.

Einmal bauten wir im Haus etwas um. Ich musste helfen, überall war alles voll Sägemehl. Alle waren sehr beschäftigt. Mutter schickte mich in die Kirche zum Rosenkranz. Hastig säuberte ich mich und eilte davon. Auf dem Dorfplatz bemerkte ich, dass ich vergessen hatte, eine Jacke anzuziehen. Zum Umkehren reichte die Zeit nicht mehr. Ich hoffte, der Pfarrer sehe meine zehn Zentimeter Unterarm nicht. Vergeblich, er stieg von der Kanzel und tadelte mich.

Zum Waschen und Karden schickten wir die Wolle ein, gesponnen, gezwirnt und gestrickt wurde alles selber. Für Kinder- und Frauenbekleidung kaufte man später die Wolle, weil gekaufte weniger juckte. Für Männerbeine gab es kein Erbarmen. Schafwollstrümpfe trug man auch im Sommer bei jeder mörderischen Hitze. Ich bekam Ausschläge, die höllisch brannten.

## HAARSCHNEIDEN

Mein Vater pflegte uns zu scheren. Das war Routinearbeit für ihn, schor er doch jeweils im Frühjahr die Schafe. Uns liess er immerhin in der Mitte des Hauptes einen fünf bis sechs Zentimeter breiten Streifen längeres Haar stehen. Ich hasste die Haarschnittidee meines Vaters. Ich hätte jeden Kahlschlag vorgezogen. Wir waren gebrandmarkt, zum Glück nur für zwei, drei Wochen. Die Mädchen trugen Zöpfe, manche lange, dicke, auf die sie sitzen konnten.

Die Buben hatten es bequem, kein morgendliches Reissen, Stöhnen und Zanken mit Mutter, Kamm und Bürste, keine «Knöpfe» im Haar und keine langwierige, schmerzvolle Haarwäsche. Wir waren lauter Mädchen. War Haarwäsche angesagt, sassen wir da wie junge Hexen mit offenem Haar um eine «Gelte» versammelt und warteten auf Mutter, die mit entschlossener Miene und Folterwerkzeugen erschien. Wir schoben ihr gnadenlos die Schuld zu, wenn es zwickte und riss. Mit dem Grösserwerden entwickelte sich auch der Wille und der Mut zur Frisurenvariante. Als meine ältere Schwester einmal in einer starken Minute zur Schere griff und sich ihre Zöpfe um mutige zehn Zentimeter kürzte, lachten wir sie aus, bis sie vor Scham und Wut weinte. Wir Kleineren hatten damals noch kein eigentliches Bedürfnis zur Verschönerung unserer Frisuren und auch nicht den nötigen Blick dafür, aber was ich von klein auf hasste, waren Zöpfe über den Ohren, das sah zum Heulen aus und tat weh.

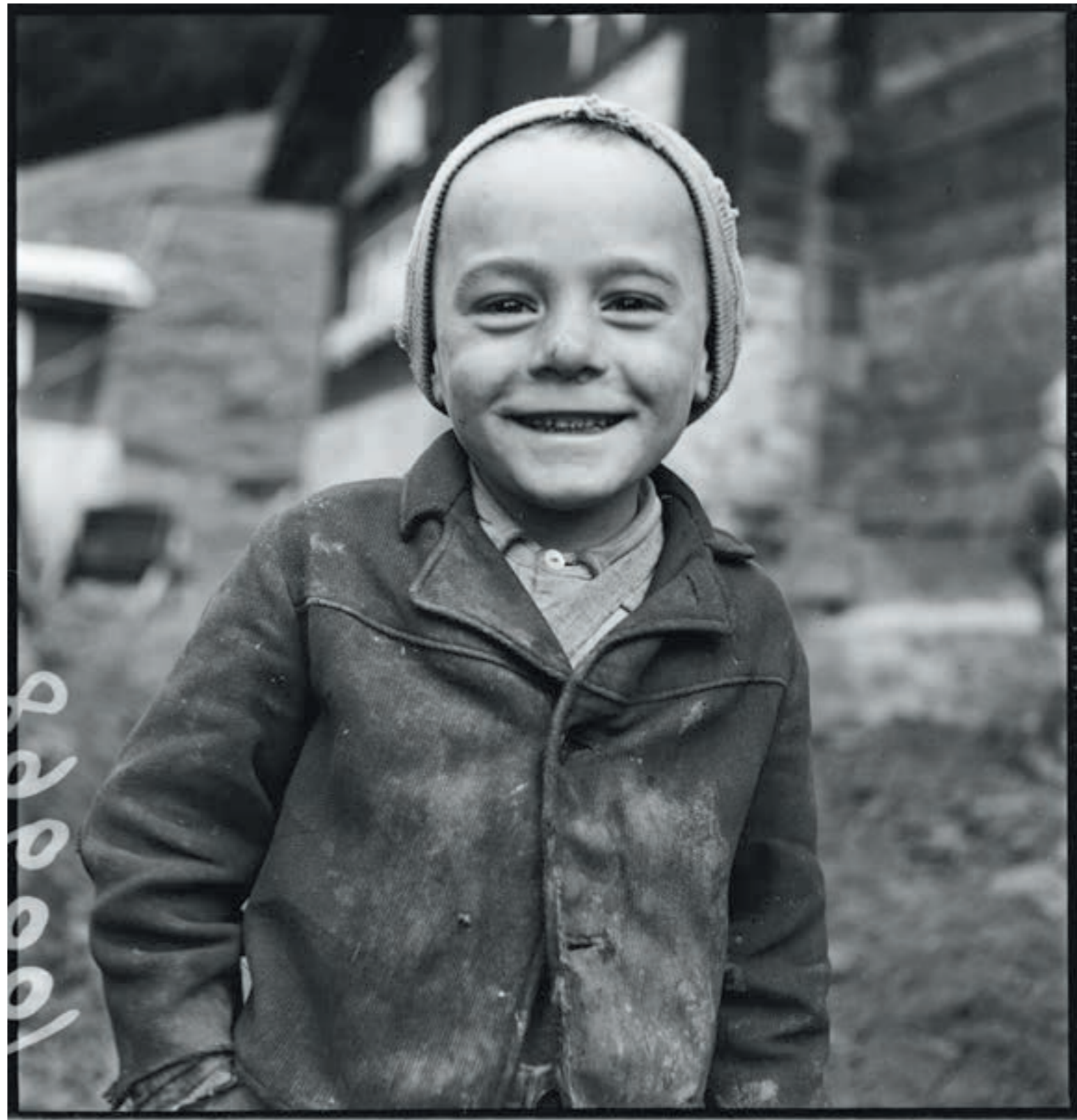
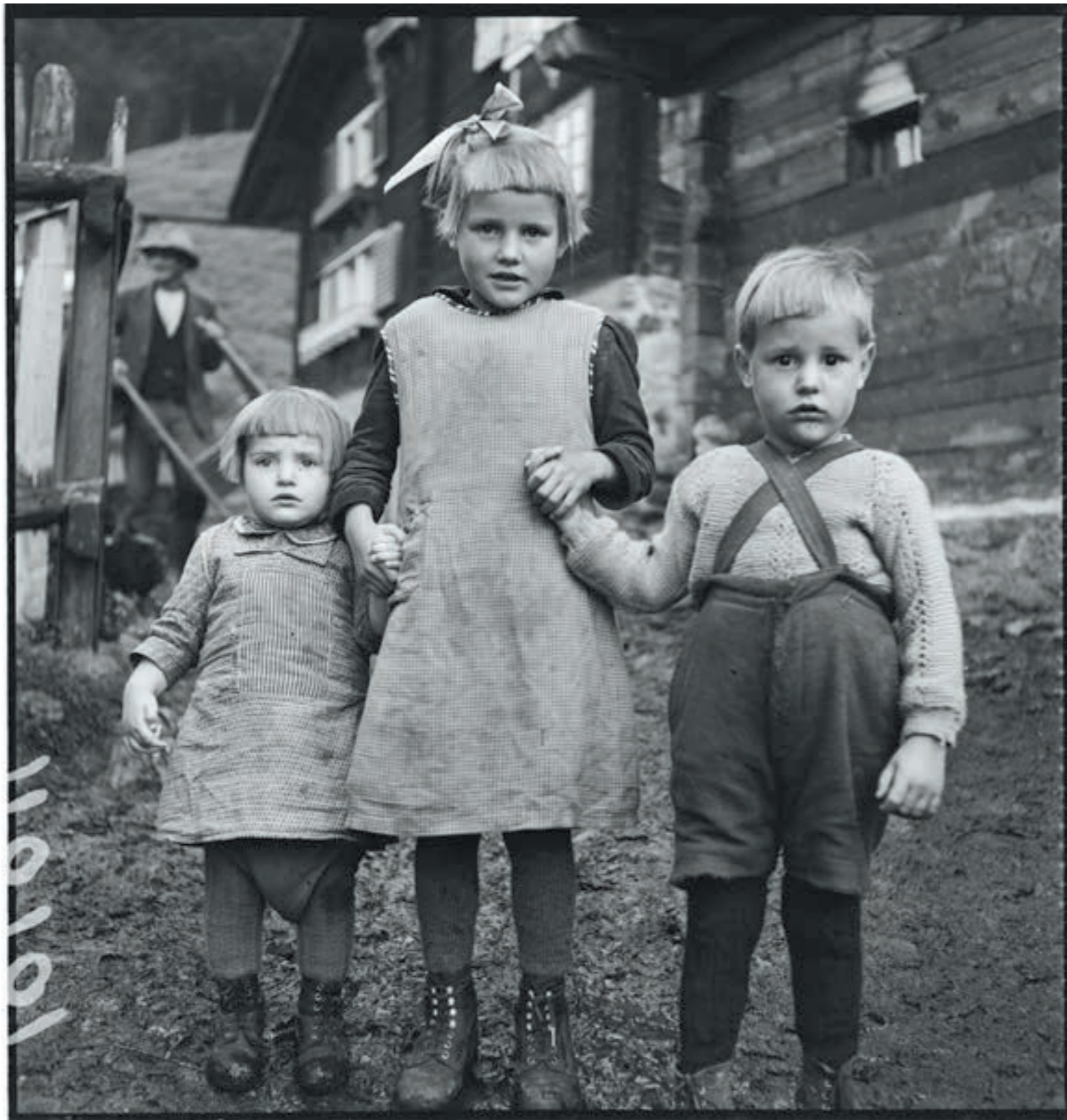
Während des Sommers auf der Alp war es unmöglich, den Läusen zu entkommen. Dort schlief man in verlausten Strohnestern, Hygiene war kleingeschrieben. Wenn wir am 18. September von der Alp kamen, mussten wir uns mitten in der Stube auf einen Stuhl setzen. Mutter legte uns eine alte Schürze um die Schultern, und Vater erschien mit der Haarschneidmaschine und rasierte uns kahl – da halfen keine Ausflüchte. Mutter liess uns noch eine Nachbehandlung mit Petrol angedeihen.

Mitte Oktober an einem Montagmorgen begann die Schule. Wir kamen immer erst am Sonntagabend zuvor spät vom Maiensäss. Nach dem Essen rieb uns Mutter den Kopf mit Petrol ein und band uns ein Tuch um den Kopf. Es brannte wie der Teufel. Bis am Morgen hatten die Läuse das Zeitliche geseget, nicht aber die Nissen. Ganz auszu-rotten waren sie sowieso nicht.

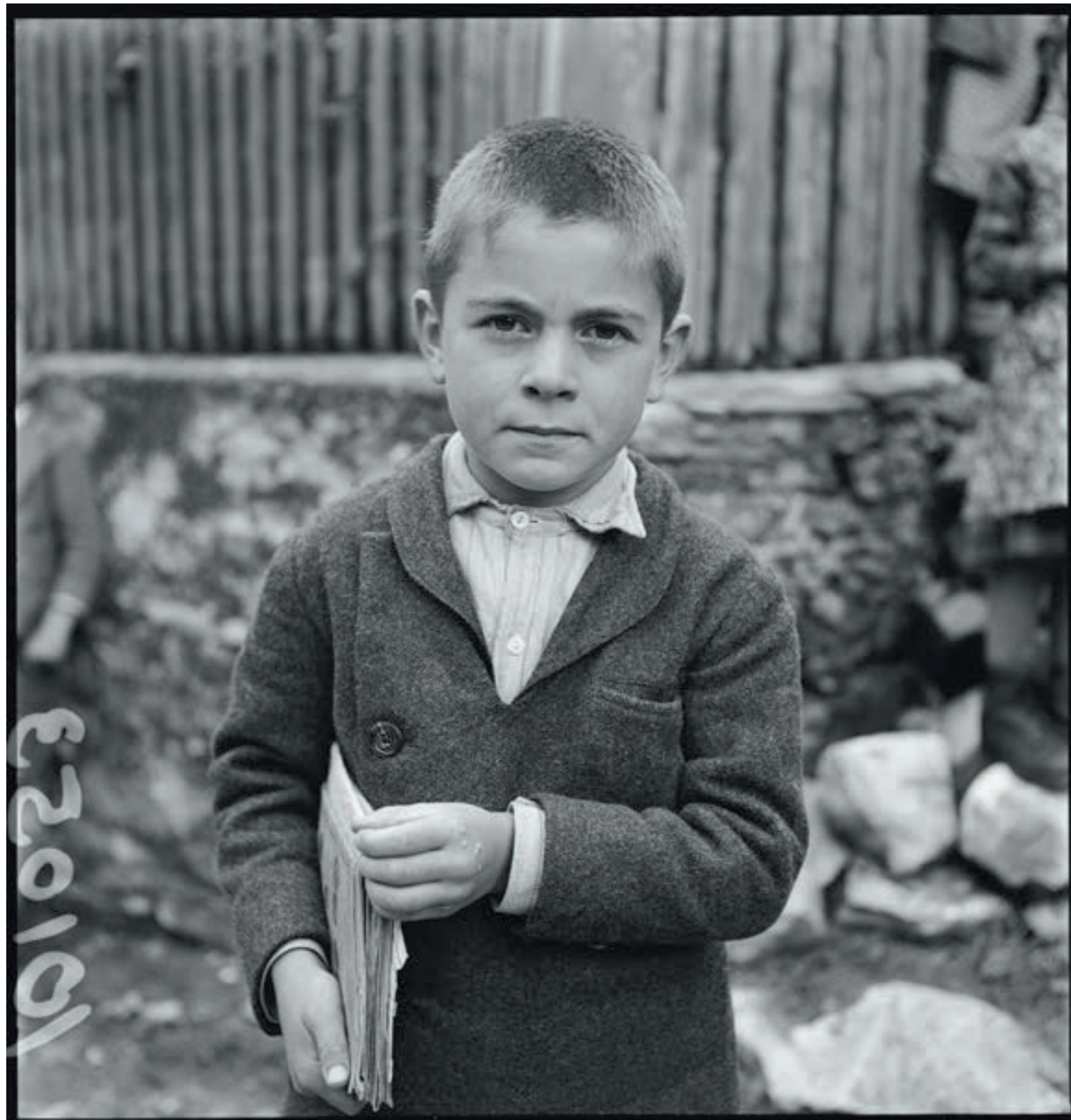
Als ich grösser wurde, wollte ich keinen Kahlschlag mehr. Ich bat um ein paar Haarbüschel, wenigstens vorne. Vater wollte sehen, was sich machen liesse, und vergass dann im Eifer meine Bitte. Ich weinte. Später gingen wir des Scherens wegen zum «Hehammer», dem Ehegatten der Hebamme. Er scherte die Männer und Buben für fünfzig Rappen. Spiegel hatte er keinen, nur eine schmutzstarrende Schürze, die er uns umband. Er scherte nie ganz kahl, aber die Frisuren sahen zum Fürchten aus.

Noch früher praktizierte man den «Brogglischnitt», der in den Neunzigerjahren wieder in Mode kam. Man stülpte den Buben ein «Broggli» (Holzgefäss) über den Haarschopf und schnitt, was unten herauschaute, sauber ab.









## SCHULE

Ich ging nicht gerne in den Kindergarten. Es gab nicht viele Spielsachen. Wir mussten uns in eine lange Reihe stellen und warten, bis uns die Kindergärtnerin, eine strenge Ordensfrau, ein Spielzeug in die Hand drückte. Während des Wartens durfte man nur auf die eigenen Hände schauen, damit man nicht sah, welche Spielzeuge die andern bekamen. Das Warten fiel mir schwer. Wenn mich die Schwester beim Aufschauen erwischte, nahm sie mir das Spielzeug weg – aus – für die nächsten Stunden.

Einmal stritt ich mit meiner älteren Schwester und rief: «Der Teufel soll dich holen!» Ich musste in die Ecke stehen, Gesicht zur Wand. Nach dem Kindergarten sagte die Klosterfrau: «So, und jetzt gehen wir zu deinem Vater!» Ich hatte Angst. Mein Vater war ein guter Mann, aber streng. Als wir eben beim Metzger vorbeiwollten, kam Vater aus der Türe. Die Schwester rapportierte, aber Vater musste zum Glück lachen, und ich war gerettet.

Wanderungen hielt man schon damals für pädagogisch effizient. Vorneweg ein glückliches Kind mit unserer Kindergartenfahne, hinter ihm etwa vierzig Kinder, schön in Zweierkolonne über Stock und Stein. Wie gerne hätte ich einmal die Fahne getragen, aber für mich blieb sie unerreichbar. Weil ich am liebsten allein spielte, wurde ich für asozial und bockig gehalten, und über diesen Abgrund führte keine Brücke zur begehrten Schweizerfahne.

Ich war sicher nicht schlechter als die anderen, aber kaum war ich im Kindergarten zur Türe hinein, hiess es: «Guisep, Ecke!» Auch den Heiligen Nikolaus missbrauchte die Kindergartentante als pädagogisches Zuchtmittel. Am 6. Dezember trat ich morgens zur Haustüre hinaus und begab mich schweren Herzens Richtung Kindergarten. Mitten auf der Brücke machte ich plötzlich kehrt und rannte zurück, versteckte mich in einem Stall und kroch tief ins Heu. Als es um elf Uhr läutete, schälte ich mich aus dem Heuhaufen, säuberte mich, so gut es ging, und trottete heim. Ein geglückter Tag in meinem Kindergarten. Warum die Tante mich nicht mochte, weiss ich nicht. Sie brauchte wohl einen Sündenbock, und ihre Wahl fiel auf mich. Glücklicherweise störte es mich trotz allem nicht allzu sehr.

Ich ging nicht gerne in die Schule. Es fiel mir schwer, mich zu integrieren. Ich war klein, kräftig und streitsüchtig. Alle zwei Jahre kam man zu einem anderen Lehrer.

Nach der Schule zog es uns zur Abfallablagestelle, wo die Abfälle der Hotels zusammenkamen. Die abgestossene Materie interessierte uns kolossal. Wir wühlten in den grossen Holzkisten und fahndeten nach ordentlichen Zigarettenstummeln und grosszügigen Stumpenresten. Überraschendes war hochwillkommen. Um halb elf Uhr war die Schule aus, aber ich war meistens erst um zwölf zu Hause. Vater schimpfte und schlug mich manchmal. Es änderte sich nichts. Während wir in den Abfallkisten wühlten und forschten, kam es mir nie in den Sinn, dass ich nach Hause sollte oder dass ich zu spät kommen könnte. Ich wurde mir meiner Verspätung erst bewusst, wenn ich unser Strässchen hinauflief.

## RELIGION

Wir wurden ganz streng erzogen. Es hiess beten und arbeiten. Wenn Vater aufstand, betete er den «Engel des Herrn», vor dem Essen und nach dem Essen wurde gebetet. Auf dem Feld standen alle still und sprachen ein Gebet, wenn es um elf Uhr läutete. Während der Schulzeit musste man am Sonntagmorgen zur Beichte. Es war immer dasselbe, schlimme Sünden waren nicht zu gestehen. Um zehn Uhr war dann die Messe, um ein Uhr die Vesper (lateinisch) und abends der Rosenkranz. Werktags beteten wir den Rosenkranz auch zu Hause, ich musste abwaschen, und die anderen sassen am Tisch und beteten.

Ich glaube felsenfest daran, dass man gut sein müsse, um in den Himmel zu kommen, und in den Himmel wollte ich unbedingt, dort wartete doch meine Mutter auf mich. Wenn ich mir den Himmel vorstellte, wunderte ich mich, dass da oben alle Platz hatten. War das menschenmöglich?

Ich liebte die lateinischen Psalmen und Texte. Ich möchte zwar nicht mehr so oft in die Kirche gehen wie damals, aber die lateinische Messe habe ich immer gerne gehabt. Überall, wo man später hinkam, fühlte man sich in der Kirche gleich zu Hause, weil man die Texte kannte.

Nach dem Krieg gab es zwei, drei niederschlagsarme Jahre. Es war so trocken, dass man fast nicht heuen konnte. Deshalb holte man den heiligen Modest, unseren Regenpatron, heraus. Offenbar musste man ihn etwas schütteln, damit er seiner Aufgabe nachkam. Die Prozession ging von Sumvitg nach Cumpadials, Surrein, Rabius und zurück nach Sumvitg, wo eine Messe stattfand. Wir Kinder marschierten auch mit, plötzlich sah meine Nachbarin ein kleines Wölkchen und stiess mich an: «Siehst du dort?» Es regnete dann tatsächlich ein wenig, aber nur sehr bescheiden. Ein solcher Prozessionsvormittag kann lange werden und schmerzhaft sein, wenn einem dauernd jemand auf die Fersen tritt.

Gelegentlich stritten wir uns während der Prozessionen. Oder tauschten die letzten Neuigkeiten aus: Eine junge Frau hatte ein Kind bekommen, unverheiratet und doch ein Kind. Das gab es eigentlich nur bei der Mutter Gottes. Daheim fragte ich meine Mutter, wie das denn möglich sei. Meine Mutter antwortete: «Sie ist halt nicht brav gewesen.» Also, wenn man nicht brav war, konnte man ein Kind bekommen. Es dauerte Jahre, bis mir aufging, dass meine Mutter gelogen hatte. Ich habe ihr diese Ausrede lange nicht verziehen.

Viele strenge Vorschriften prägten unseren Alltag. Um Viertel vor sieben musste man zur Schulmesse, auch die Lehrer. In der Kirche war es dunkel, wir hatten noch keinen Strom, nur vorne beim Pfarrer brannten ein paar Kerzen. Er war der Einzige, der etwas sah. Trotzdem erwischte er uns immer, wenn wir nicht ruhig waren. Wir froren an die Füsse in unseren ungefütterten Nagelschuhen. Es war kalt in der Kirche, und alle hatten Rauchwölkchen vor dem Mund. Auch die lateinische Messe des Pfarrers löste sich in Rauch auf.

## FESTE

Etwa drei Wochen vor dem 6. Dezember lärmte ein «Schmutzli» (Begleiter des Heiligen Nikolaus) mit Ruten und Schellen durch das abendliche Dorf, ging aber nicht in die Häuser. Er warf lediglich eine Handvoll Nüsse, oder was er sonst so hatte, zur Türe herein in den Hausgang. Man sah ihn nicht. Damit waren wir vorgewarnt. Wir hockten in den Stuben und beteten. Mutter schlich heimlich hinunter und gab ihm die Sachen, die er uns am 6. Dezember bringen sollte. Vom Nikolaus selber hatten wir keine Angst, aber vor seinen drei, vier bösen Begleitern. Zuerst betrat der «Schreiber» die Stube, er trug einen Zylinder und das dicke Buch des Nikolaus und fragte, ob der Heilige Nikolaus mit seinem Gefolge hereinkommen dürfe. Der Nikolaus war ein steinalter Mann, der zitterte und geführt werden musste. Man bot ihm sofort einen Stuhl an. Jetzt musste man ihm die Hand geben und sagen: «Guten Abend, Sankt Nikolaus vom Himmel.» Sprüchlein waren nicht Usus.

Unter den Begleitern befand sich auch die «Magd», ein als Frau verkleideter Bursche mit einem Korb, unablässig betend. Jedes Kind bekam etwas aus ihrem Korb. Wenn der Nikolaus mit seinen guten Begleitern draussen war, kam der schreckliche Augenblick. Ein paar schwarze, unheimliche «Schmutzli» mit Ziegenfellen über dem Kopf betraten die Stube. Sie jagten uns fürchterliche Angst ein, schlugen mit Ruten und Peitsche um sich und schimpften vor allem mit den grossen Buben.

Vater sass meistens auf der Ofenbank und lachte. Draussen war es dunkel, man hatte die Strassenlampen gelöscht. Das unheimliche Lärmen der «Roller» (kugelförmige Schellen) lähmte uns. Meine ältere Schwester hatte panische Angst davor, sogar als sie selber schon Mutter war. Während des Jahres brauchten die Eltern den Nikolaus etwa als Druckmittel.

In Trun war es nicht so schlimm. Schwarze Männer gab es auch, Kettenrassel, Peitschenknallen, Schellen und Rollen etwa eine Stunde, bevor der Nikolaus kam. Ins Haus kamen die Unheimlichen nicht. Wenn der Spuk vorbei war, öffnete die Mutter das Fenster für den Sankt Nikolaus der Nacht, der die Geschenke brachte. Wir schrieben unsere Wünsche auf Zettelchen und legten sie vors Fenster. Sie gingen selten in Erfüllung. Aber Geschenke brachte er uns, und das war die Hauptsache, wenige Spielsachen nebst nützlichen Dingen. An Weihnachten gab es nur ein gutes Essen.

Der Heilige Nikolaus trug einen roten Kapuzenmantel. Seine Begleiter waren: zwei Engel in weissen Kleidern mit Flügeln, blonden Perücken und Laternen, zwei Korbträger in schwarzen Männerröcken, hellen Hosen, mit Hüten und verschleiertem Gesicht, zwei Schwarze mit russgeschwärtzten Gesichtern, Bärten, schwarzen Hosen, Jacken und Hüten und Stöcken. Sie schrien und klopfen mit den Stöcken auf den Boden, dass einem das Herz in die Hosen rutschte. Sie gingen von Haus zu Haus. Die Kinder aus mehreren Häusern versammelten sich in einer Stube, damit der Nikolaus sein Pensum besser bewältigen konnte. Neben der Panik, die sie grosszügig verbreiteten, verteilten sie Mandarinen, spanische Nüsse, Feigen und dürre Zwetschgen.

## SPIELE

Im Freien spielten wir Hüpfspiele, Verstecken oder Schlagball in zwei Gruppen. Unser Spielfeld war die Strasse. Die Spielfeldlinien kratzte man mit einem Stein oder den Schuhspitzen in den Naturbelag der Kantonsstrasse. Es kam vor, dass unser Spielball, ein Tennisball, auf Nimmerwiedersehen im Rhein landete. Am Sonntag nach der Vesper war Spielzeit.

Manchmal spielten wir Theater wie die Grossen, oder wir inszenierten eine Messe, ein geeigneter Heustall war unsere Bühne. Die Buben fungierten als Pfarrer und Messdiener, wir Mädchen waren das «Volk». Wenn wir schwatzten oder Allotria trieben, verteilte uns der «Priester» gut gespielte Schläge.

«Trocas» spielten wir vom 1. Januar bis am 31. Dezember, vor allem wir Buben und der Vater, die Mädchen natürlich auch, wenn sie wollten. Jedes Kind konnte spielen, das lag ihm im Blut. Wir spielten jeden Abend. Viertel nach zehn gab es immer Krach, dann mussten wir ins Bett.

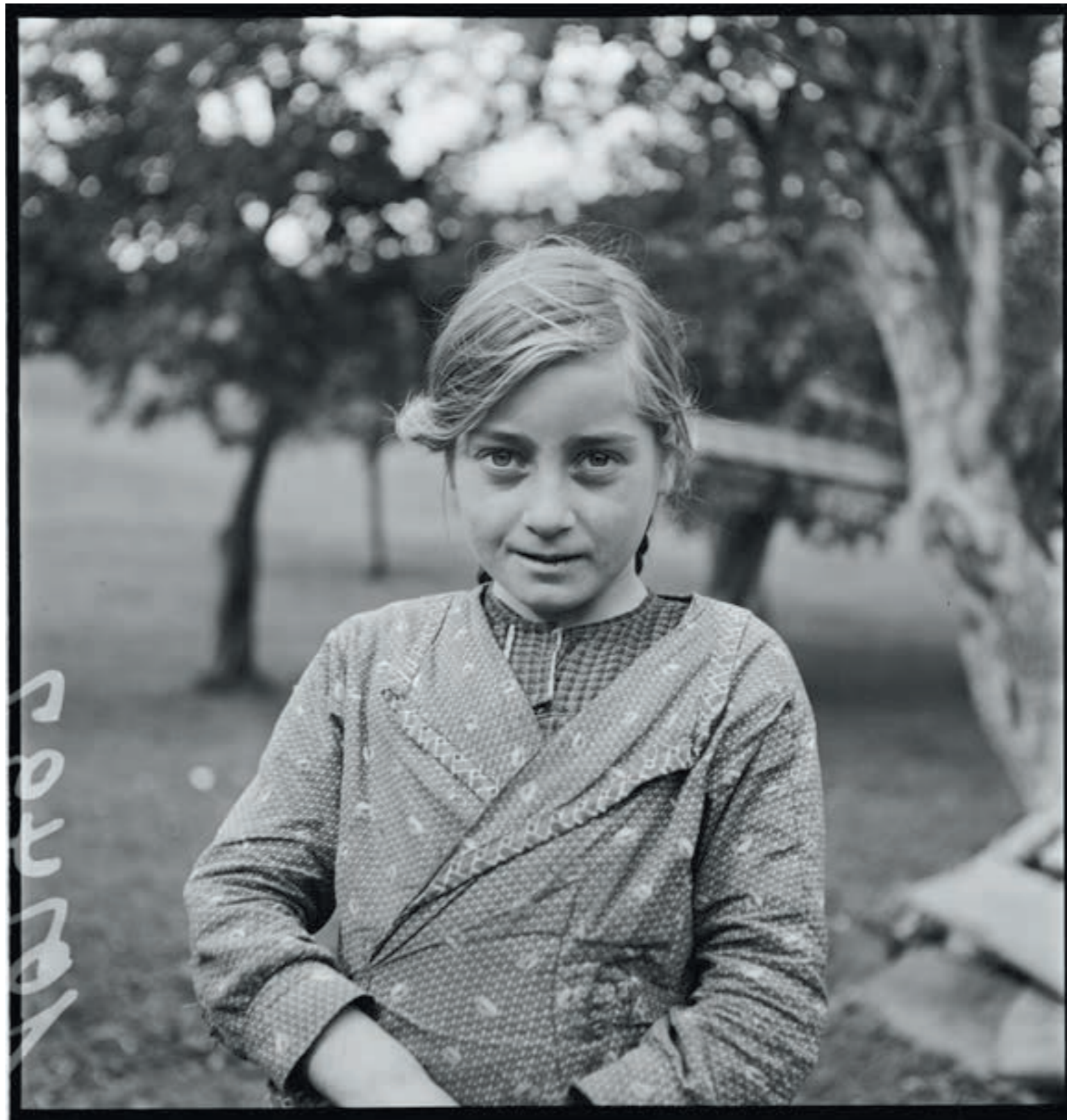
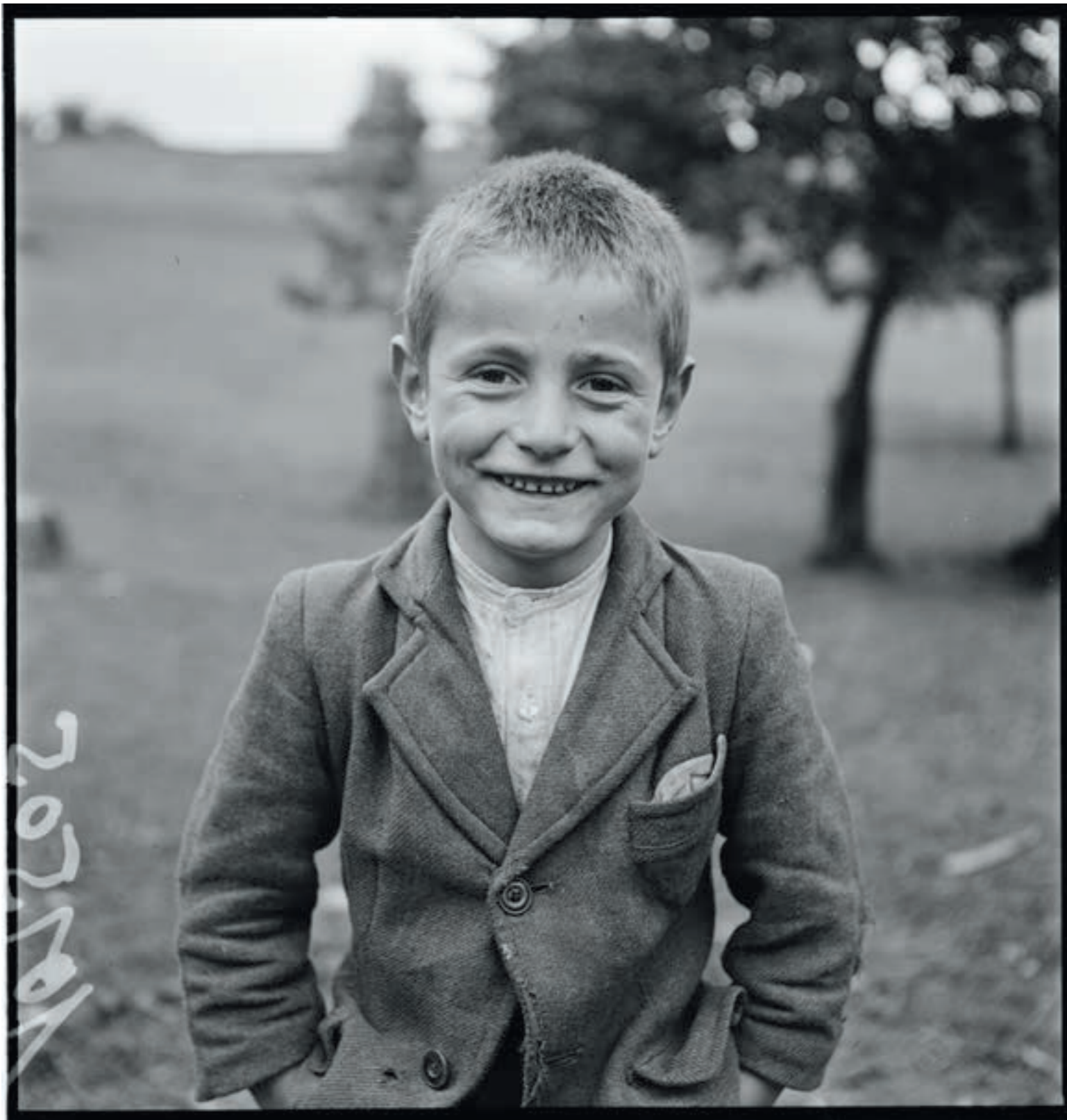
Eine andere Leidenschaft war das Theaterspielen. Die Erwachsenen führten jedes Jahr ein Stück auf. Eines Tages verkündete der Pfarrer, es brauche vier Buben im diesjährigen Theaterstück. Er wolle gerecht sein, wir hätten vierzehn Tage Zeit, ein halbes Buch mit Katechismusfragen zu studieren; die besten vier hätten dann die Chance zu spielen. Ich lernte und lernte wie verrückt, ich wollte unbedingt spielen. Dann war es so weit, fünfzehn Buben traten zum Wettkampf an, jeder musste ein paar Fragen beantworten. Zum Schluss waren wir noch zu viert. Die Freude war überwältigend, der totale Einsatz hatte sich gelohnt.

Am Freitagabend galt es ernst. Wir marschierten in höchster Erwartung in den Theatersaal und warteten und warteten: erster Akt – nichts, zweiter Akt – nichts, dritter Akt – wieder nichts, «Himmel noch einmal, wann kommen wir dran?», vierter Akt – endlich! Der Theaterpfarrer war zu einem Sterbenden gerufen worden, um ihm die letzte Kommunion zu bringen. Zwei Buben vorn, einer mit Kerze, einer mit Glöcklein und zwei Buben hinten mit Kerzen, der Pfarrer in der Mitte. In dieser tradierten Reihenfolge ging es einmal über die Bühne und zurück – und aus und fertig, Ende! Und dafür hatte ich so lange gebüffelt!

Wir hatten einen grossen Garten, dort spielten wir Prozession, mit Rechen, Tüchern und Pfannentrommeln. Wir waren erfinderisch und verschafften uns alle notwendigen Utensilien. Vaters Schützentrophäe, ein Holzkelch, wurde zum Messekelch und vom «Priester» hochgehalten. Wir sangen die Messegesänge, so gut wir sie konnten, und ergänzten, ohne zu stocken, in unserem eigenen Latein.

Auf dem Dorfplatz spielten wir hin und wieder so genannte Ringspiele. Einige waren Singspiele mit deutschem Text, wir sangen die Wörter irgendwie dem Klang nach, ohne sie zu verstehen: «Mariechen sass auf einem Stein», «Dreimal um den Kessel», in dem es um einen Mann ging, der in den Wald musste, die Frau mitnahm, das Kind, die Magd, die Grossmutter.





## KRANKSEIN

Mit acht Jahren hatte ich Blinddarmentzündung und musste nach Ilanz ins Spital. Ich konnte kein Wort Deutsch. Wir hatten kein Radio und daher kaum Gelegenheit, ein deutsches Wort zu hören. Die Krankenschwestern waren alle deutschsprachig, nur der Arzt konnte Romanisch. Ich vergötterte ihn. Scheu, wie wir damals waren, sprach ich kaum ein Wort. Eine meiner Tanten besuchte mich, setzte sich an mein Bett und redete auf mich ein. Ich sagte kein einziges Wort. Später beklagte sie sich bei meiner Mutter über meine Verstocktheit. Nach zehn Tagen konnte ich heim. Kaum daheim, musste meine Schwester mit entzündetem Blinddarm eingeliefert werden.

Unser Hausarzt erschien auf dem Töff, Kontrollnummer GR 96. Er fuhr immer ganz langsam. Einmal musste ich mit Papa zum Zahnarzt nach Ilanz. Es war alles fremd und schrecklich für mich. Ich brachte meinen Mund beim besten Willen nicht auf. Der Zahnarzt wurde ungehalten und schickte uns heim mit den Worten: «Kommen Sie mit dem Mädchen wieder, wenn es gescheiter geworden ist.»

Zu uns kamen zwei Ärzte, der eine streng und grob, der andere lieb und sanft. Musste ein Zahn heraus, ging man zum «Dorfzahnarzt», einem Jäger, Kleinbauern, Viehdoktor, Quacksalber und Original. Er zog Zähne und Nägel mit derselben Zange. Wir sahen die Leute aus seiner Türe kommen – die Hand an der Backe – und dachten uns einiges.

Einmal im Jahr kam der Zahnarzt in die Schule, nicht etwa, um unsere Zähne zu kontrollieren oder um uns in Sachen Zahnhygiene zu erziehen. Er stellte lediglich fest, welche Zähne gezogen werden mussten. Der Lehrer diente als Schraubstock, und der Herr Zahnarzt waltete schnell und mit geübter Zange seines Amtes. Einige verschwanden vor Angst unter die Bänke oder auf die Toilette. Auf diese Abwechslung hätten wir trotz Eintönigkeit des Schulalltags gerne verzichtet.

Wenn meine Churer Cousine Ferien hatte, war sie oft bei uns zu Besuch. Einmal kam sie an mit der verrückten Idee, für uns eine Götterspeise zu kreieren. Mutter spielte mit. Es muss sehr kompliziert gewesen sein, sich die allernötigsten Zutaten zu beschaffen. Kurz – unserer braunen Teigschüssel entsprang eine Götterspeise – ein wahres Wunderwerk. Kaum hatten wir den letzten Bissen verdrückt, ereilte mich eine Magen-Darm-Grippe. Jedes Mal, wenn ich an die braune Teigschüssel dachte, musste ich mich übergeben. Der Verzicht auf Götterspeise fällt mir heute noch nicht schwer. Ich denke dann an meine Cousine in England und an braune Teigschüsseln. Meine Cousine liebe ich, und meine Teigschüssel ist gelb.

## TOD

Vater schreinerte Särge und musste Leichen einsargen. Ich musste auch mit. «Du musst die Toten berühren», sagte er und war sicher überzeugt, mir einen wertvollen Dienst fürs Leben zu erweisen. Ich machte es, weil ich Vater gehorchte und Respekt vor ihm hatte, aber ich fürchtete mich. Nachts träumte ich oft von diesen Gängen, Horrorträume. Lebendig begrabene Tote geisterten durch meine Träume. Lange Zeit hatte ich Angst vor dem Tod.

Die fünfte Schwangerschaft machte meiner Mutter schwer zu schaffen. Sie ahnte, dass sie sterben musste. Als die Zeit der Geburt gekommen war, ging sie ins «Fontana» (Frauenspital) nach Chur. Wir konnten sie nicht oft besuchen, es war zu weit. Vater schrieb ihr, wenn alles vorbei sei, schicke er ihr ein Päckchen. Dann starb sie. Die Nachbarin kam mit der traurigen Nachricht, wir hatten kein Telefon. Mutter hatte gesagt: «Das Kind nehme ich mit, Vater hat genug mit den andern vier. Tante Maria kommt zu euch und zieht die Kinder gross.»

Und so geschah es, sie hatte alles geregelt. Vater fuhr mit der Eisenbahn nach Chur. Als er im Spital ankam, machte das Kind die letzten Atemzüge. Im Zug, mit dem Tante Maria anreiste, brachte man auch den Sarg. Ich war damals zwei Jahre alt. Obwohl die Tante wie eine Mutter zu uns war, fehlte uns die leibliche Mutter schmerzhaft. In der Schule riefen die anderen Kinder uns manchmal nach: «Ihr habt ja nicht einmal eine Mutter!» Das tat weh.

Bei Vollmond sagte Vater, wir sollten zum Fenster hinausschauen, Mama schaue jetzt herunter. Ich erinnere mich an viele solche Vollmondnächte, die Stimmungen, Bilder und Lichter. Wir waren felsenfest davon überzeugt, dass unsere Mutter auf uns herunterschaue. Damit lebten wir. Tante Maria wurde von vielen Leuten im Dorf scharf beobachtet, ob sie es uns auch an nichts fehlen lasse. Sie war äusserst gewissenhaft.

Über den Tod der Mutter wurde nie geredet. Vaters Stimme begann zu zittern, das ertrugen wir nicht. Das Äusserste, was er sagte, war: «Wenn Mutter das sieht ...»

Ich hatte einen grossen Freund. Ich liebte ihn, weil er mit mir spielte und grosse Füsse hatte. Wenn er die Beine übereinanderschlug, konnte ich auf seinen mächtigen Schuhen reiten, wohin ich wollte. Ich liebte ihn auch, weil meine grossen Schwestern behaupteten, er stinke, und dabei so hundsgemein lachten.

Eines Morgens erklärte mir Mama, er sei letzte Nacht zu den Engelein gegangen. Das fand ich sehr gut, dort war es sicher schön, ich gönnte es ihm von Herzen. Etwas später kam die Grossmutter aus dem Nachbarhaus, noch schwärzer gekleidet als sonst, traurig und mit verweinten Augen hinter den kleinen, runden Brillengläsern.

Ich verstand das nicht ganz. Erst ein paar Tage später, als mein Freund immer noch nicht zurück war und wegblieb, begriff ich etwas von der Endgültigkeit der «Engelein».

## GEBURT

Fast alle Kinder kamen zu Hause auf die Welt. Wenn schwierige Geburten zu erwarten waren oder etwas nicht ganz stimmte, schickte der Doktor die Frauen ins «Fontana» nach Chur. Kam dort ein Mädchen zur Welt, gab es einen silbernen Teelöffel als Geschenk, ein Werbe-geschenk vom Besteckladen. Man rechnete damit, dass Gotte oder Götti im Laufe der Jahre Gabeln, Löffel und Messer von ebendieser Garnitur für ihr Patenkind einkaufen würden. So mussten sie nicht an einem Neujahrsgeschenk herumräteln, schönes Besteck war eine gute Investition. Man konnte nicht früh genug an die Aussteuer denken.

Ich hatte nur Brüder und hätte gar zu gerne ein Schwesterchen gehabt. Mutter erklärte mir: «Wir haben nicht genug Geld, um immer wieder ein Kind zu kaufen.» Das leuchtete mir zwar ein, aber trotzdem ...

Die Hebamme kam aus Trun, immer mit haargenau der gleichen Tasche, die mir noch ganz gegenwärtig ist. Eines Tages im Oktober kam sie wieder einmal vorbei, Mutter schnitt Rosen im Garten und gab ihr einen Strauss mit für die junge Mutter. Am Abend erfuhr ich, dass diese Frau zwei Mädchen bekommen hatte – zwei! Das war der Gipfel. Zornig sagte ich zu meiner Mutter: «Warum hast du die Mädchen nicht für uns aus der Hebammentasche genommen?» – «Man kann nicht einfach Kinder aus der Tasche der Hebammen nehmen, das geht nicht», war ihre Antwort. Wie es wirklich war, erfuhr ich zu diesem Zeitpunkt nicht. Von der Erwachsenenfront war damals zu diesem Thema wenig zu erwarten.

Meine Grossmutter war Hebamme gewesen. Ich habe sie nicht mehr gekannt, aber als Kinder spielten wir oft mit ihren Hebammeninstrumenten, mit den Schläuchlein, einer Gummipumpe und diversen Nierenschälchen. Unsere Dorfhebamme war eine liebenswerte Frau, mit der Hygiene allerdings nahm sie es nicht so genau. Sie zog zwar im Einsatz eine weisse Schürze an, aber nach glücklichem Verlauf faltete sie diese lediglich fein säuberlich zusammen für die nächste Kundin. Das gab Abwehrstoffe. Alle Kinder kamen damals im Dorf zur Welt.

Ich wusste mit Sicherheit, dass man die Babys aus dem «Jelmoli»-Katalog hatte. Als meine Mutter vom neusten Geschwisterchen erzählte, das sie bald in Chur holen werde, betrachtete ich die Babys im «Jelmoli»-Katalog stundenlang. Helle Vorfreude entzündete sich an den allerliebsten gezeichneten Wesen. Die Realität holte mich dann auf den harten Boden zurück. Ein Blick genügte: Was da gut gebündelt auf dem Arm meiner Mutter lag, entsprach in keiner Weise meinen Erwartungen. Meine Mutter musste einen ausserordentlich schlechten Geschmack haben!

## KINDERTRÄUME

«Wenn ich gross bin», nahm ich mir vor, «kaufe ich meiner Mutter einen schönen, grossen, bequemen Lehnstuhl und stelle ihn mitten in der Stube auf. Sie kann sich dort hineinsetzen und befehlen, was wir tun sollen und wie sie es haben will. Dann muss sie nie wieder arbeiten.»

Ich träumte davon, Köchin zu werden. Aber Vater starb, und ich konnte keine Lehre machen. Ein Jahr nach der Schule arbeitete ich im Priesterseminar in der Küche, dann musste ich wieder heim und dort helfen. Meine zwei älteren Schwestern besuchten die Handelsschule im Constantineum in Chur, zwei waren an der Bäuerinnenschule in Ilanz, die Brüder im Dienst, und Vater war tot. Jemand musste zu Hause sein. Es gab kein Geld für die Haushaltungsschule, und mein Traum, im Bad Schönbrunn als Köchin zu arbeiten, konnte nicht in Erfüllung gehen.

Ich wollte Krankenschwester werden. Wenn ich zu Hause die Betten machen musste, sprach ich ganz freundlich mit den Kranken meiner Traumwelt. Immer wieder stand ich am Krankenbett.

In meinen Träumen war ich Kindergärtnerin oder Coiffeuse, je nachdem. Oder ich träumte vom Fliegen, wenn ich mit schweren Lasten bergauf unterwegs ins Maiensäss war.

Ich war nur einmal verliebt, und diesen Mann habe ich geheiratet. Mit sieben Jahren wusste ich es schon. Er hatte keine Ahnung von seinem Auserwähltsein. Er war oft mit meinen Brüdern zusammen, fuhr Ski und hatte ein Pferd. Ich sagte mir immer wieder. «Den heirate ich», und das habe ich auch gemacht.

Bernadette war gleich alt wie ich. Sie gefiel mir, vielleicht war ich auch ein bisschen verliebt in sie. Als sie mich anlächelte, reifte in mir der Entschluss: «Die heirate ich!»

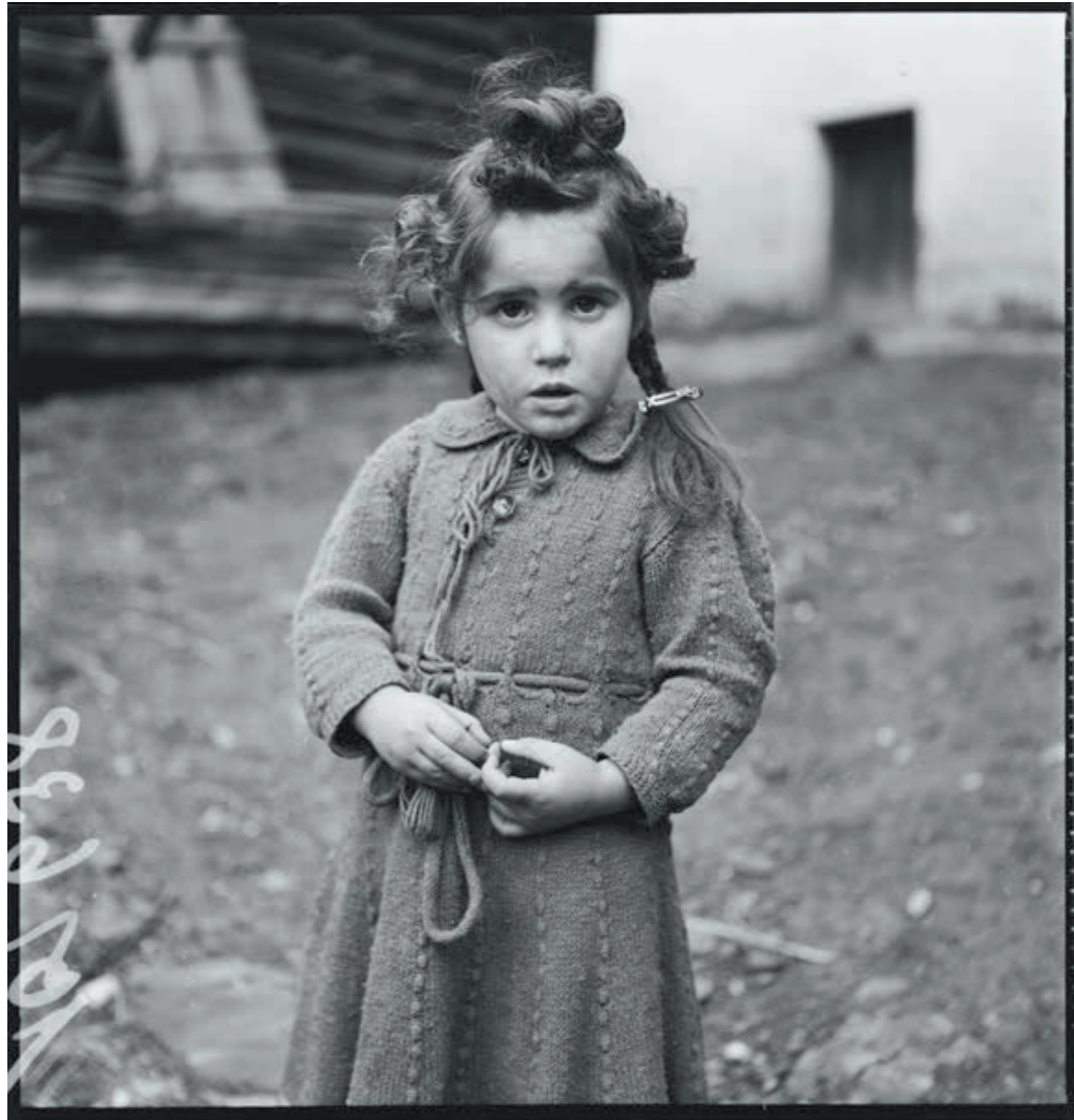
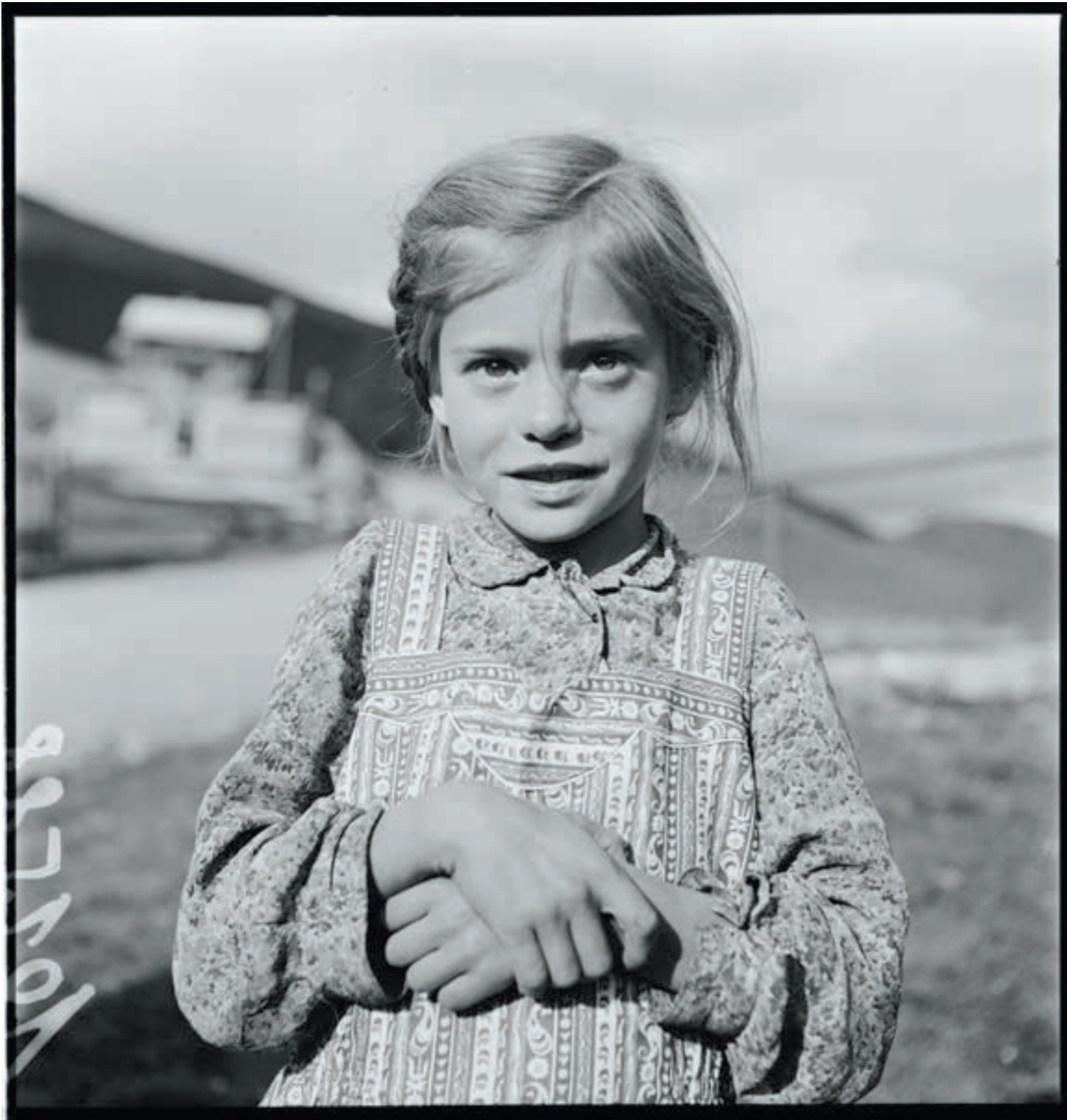
Mit vier, fünf Jahren beschäftigte mich die Frage, ob man mit einer Riesenleiter auf den Mond gelangen könnte. Später begann ich Karten zu zeichnen, Landkarten. Was war wohl hinter dem Piz Aul, hinter dem Berggrat? Etwas ganz anderes? Ich stellte mir ein wunderschönes Tal vor.

Einmal, als wir im Maiensäss waren, machte ich mich entschlossen auf den Weg. Es war weit bis zum Grat, aber dann sah ich, was zu sehen war: ein anderes Tal, etwas unheimlich, aber schön, ein paar Häuser und Ställe. Es war gut, meine Neugier und meine Sehnsucht waren gestillt. Aber nicht für lange, es gab noch viele Berge, viele Gräte, hinter die ich schauen wollte. Das Tal meiner Träume blieb, es war nur durch einen Tunnel oder eine Art Schlucht mit einem Boot zu erreichen, ein wunderschönes Tal mit einem See.











## REISEN

Im zweispännigen Postschlitten hatte es sechs Sitzplätze und einen siebten vorne neben dem Postillion auf dem Bock. Die Fahrt Ilanz–Vals dauerte vier Stunden und erfolgte einmal pro Tag in jede Richtung. In Uors gab es an der Posthaltestelle eine Futterkrippe für die zwei PS. Die Wegstrecke durch all die Tobel und die Schlucht musste unterhalten werden. Es war eine sehr strenge Angelegenheit für den Wegmacher und seine Gehilfen, die Strasse immer und immer wieder von gefallenem Schnee und Schneerutschen freizuschaukeln, und gar nicht ungefährlich. Ein Postillion wurde einmal von einem herunterfallenden Eiszapfen erschlagen, er blieb aufrecht sitzen, die Pferde liefen weiter, auch die Passagiere hatten nichts gemerkt. Erst in Vals, als die Pferde auf der Post anhielten, stellte man mit Entsetzen fest, dass der Postillion tot war.

Von Anfang Mai bis im Herbst fuhr das Postauto von Vals nach Ilanz, morgens hinaus, mittags zurück, am Nachmittag wieder hinaus und abends zurück. Oft ging man zu Fuss, falls man überhaupt ging, vier bis fünf Stunden Fussmarsch der Strasse entlang.

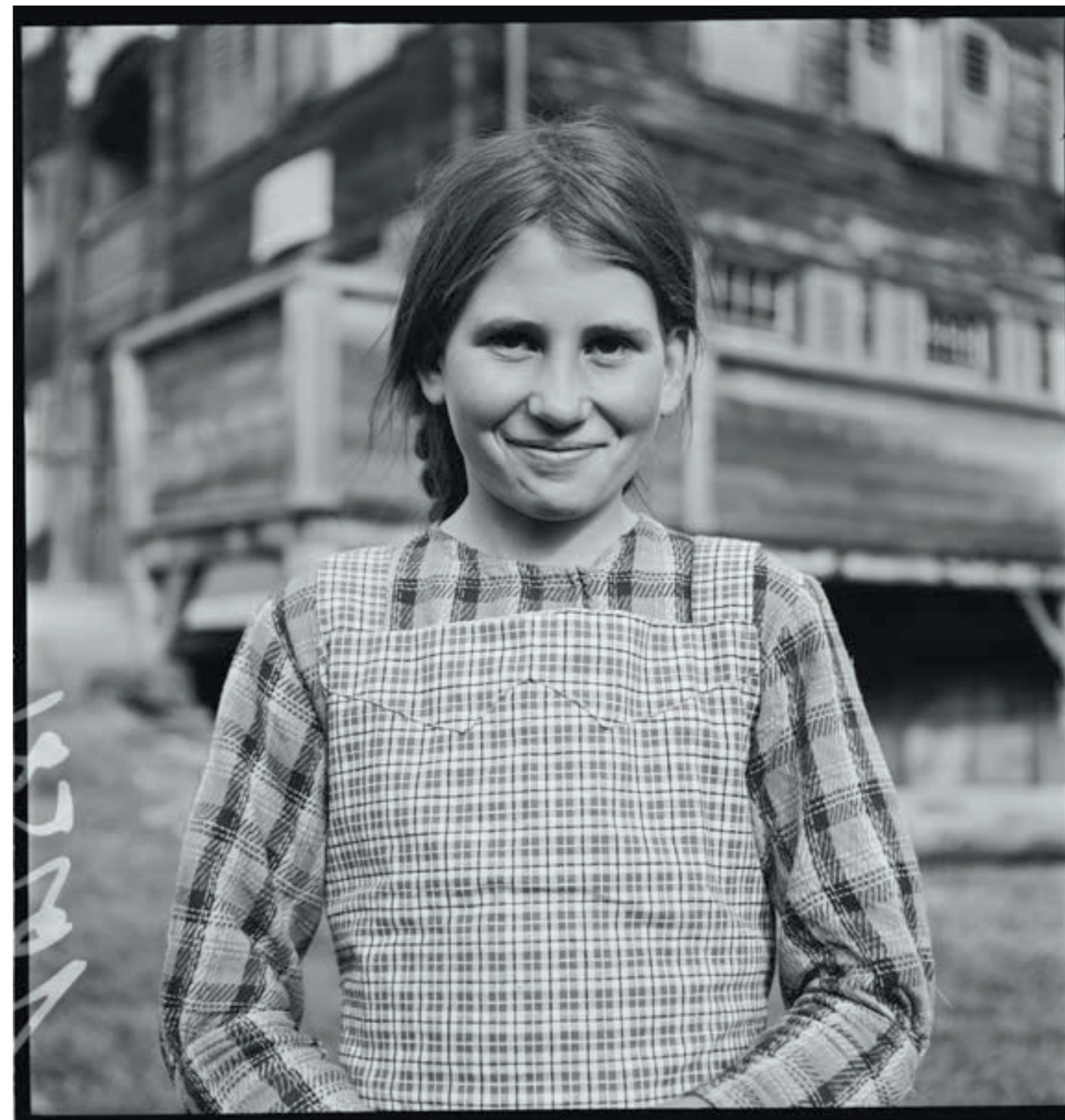
Mit zwölf Jahren musste ich nach Mels an eine Sommerstelle. Ich konnte kein Wort Deutsch. Eine junge Frau aus unserem Dorfe, die in Winterthur arbeitete, nahm mich auf die Bitte meiner Mutter hin mit. Ich machte mir keine Reisesorgen, schaute interessiert aus dem Eisenbahnfenster und verliess mich voll und ganz auf meine Reisegefährtin. In Chur stiegen wir um und fuhren weiter. Kurz vor Sargans wies sie mich an, mich zum Aussteigen bereitzumachen, und in Sargans geleitete sie mich aus dem Zug. Sie selbst fuhr nach Zürich weiter.

Da stand ich nun, allein und verlassen, mitten in der Fremde und hatte keine Ahnung, in welche Richtung ich zu gehen hatte. Eigentlich hätte mich ja jemand abholen sollen. Nur – die Gewissheit, dass da niemand auf mich wartete, wurde immer grösser. Schliesslich erbarmte sich ein Mädchen aus Wangs meiner. Wir machten uns auf den Weg nach Mels, zu Fuss natürlich. Dort angekommen, blieben wir vor einem grossen Haus stehen: «So, hier ist es!» Meine Begleiterin verabschiedete sich und ging. Ich nahm mein Herz in beide Hände und stieg zögernd eine lange Treppe hinauf, sah eine Glocke und läutete. Eine Frau kam heraus, staunte, schüttelte den Kopf – was sie redete, verstand ich nicht – und schickte mich auf die andere Seite des Hauses. Dort gab es keine Glocke. Auch das noch! Zaghaft rief ich: «Holla, holla!» – Nach geraumer Zeit kam jemand, und es bestätigte sich, ich war am Ziel.

Meine Aufgabe war, ein Kind zu hüten, den Peterli. Ich musste ihn versorgen und täglich spazieren führen. Ich lebte mich gut ein, es gefiel mir. Eines Tages fragte mich meine Meisterin, ob ich wisse, wo die Apotheke sei. «Ja, ja», behauptete ich und hatte einen Laden im inneren Auge, den ich auf meinen Spaziergängen mit Peterli schon ein paar Mal gesehen hatte, «Optik» hiess er. Die Frau gab mir einen Zettel, und ich marschierte zuversichtlich los. Als die lachenden Optikerinnen merkten, dass ich weder orts- noch deutschkundig war, begleitete mich eine der «Brillenfrauen» zur Apotheke.

**Erika Hössli**, geboren 1944, aufgewachsen im Schulhaus in Hinterrhein/GR. In Chur und Zürich Ausbildung zur Primarlehrerin und Schulischen Heilpädagogin. Lebt heute in Splügen und arbeitet dort in der Talschule. Autorin und Herausgeberin von verschiedenen Publikationen mit Walsertexten, und *Ein Leben lang*, Edition Wortbild, Maienfeld 1995.

Die Texte entstammen dem Buch *Tausend Blicke*, 2002, Limmat.



## Auf den Spuren von Emil Brunner

Der Fotograf Fridolin Walcher wuchs als Nachbar von Emil Brunner in Braunwald auf. In seiner Fantasie durfte er die Welt aus dessen Erzählungen bereisen. Sie haben ihn fürs eigene Leben geprägt.

FRIDOLIN WALCHER im Gespräch mit OLIVER PRANGE

**Fridolin Walcher, Sie sind im Haus neben Emil Brunner aufgewachsen. Was sind Ihre Erinnerungen?**

Emil Brunner war ab 1952 unser direkter Nachbar. Mein Vater war kurz nach meiner Geburt krankheitshalber verstorben. Meine Mutter kam mit uns Kindern nach Braunwald, weil sie dort ein Haus gefunden hatte, in dem sie mit der Vermietung von Ferienwohnungen und der Betreuung von Pflegekindern für uns ein Auskommen erwirtschaften konnte. Zu Brunner musste ich nur über eine Wiese laufen. Im Sommer war er stets auf der grossen Terrasse seines Chalets. Dort sass er in kurzen Hosen und ohne Hemd, um sich zu bräunen – und hackte auf seine Schreibmaschine ein. Erst Jahrzehnte später realisierte ich, was er dort eigentlich tat: Er schrieb Reportagen und sehr ausführliche Bildlegenden von seinen ausgedehnten Reisen in die Welt, für Zeitschriften wie *Paris Match*, *Harper's Bazaar* und *Life*.

**Sie haben also einen persönlichen Bezug. Haben Sie deshalb die Emil-Brunner-Ausstellung im Sommer 2026 in Braunwald initiiert und kuratiert?**

Ich möchte erzählen, was der Ursprung hierfür ist: Eigentlich war Brunner im Glarner-

land unbekannt, galt auch in Braunwald als Sonderling und Einzelgänger. Er war vernetzt in der Welt, aber nicht so sehr in Braunwald. Jedes Jahr ging er zwei bis drei Monate am Stück auf Reisen. Den Rest des Jahres entwickelte er seine Filme und schrieb Reportagen. Als er im September 1995 verstarb, wollte man seinen ganzen Nachlass in eine Mulde schütten, um das Chalet verkaufsbereit zu machen. Da ich ihn seit meiner Bubenzzeit kannte, wusste ich um den fotografischen Schatz in seinem Haus. Die einzige Nachkomm(in) war seine beeinträchtigte Tochter Beatrice. Also musste ich mit der kantonalen Fürsorge verhandeln und konnte erwirken, dass das Haus versiegelt wurde, um das Werk vorläufig zu sichern. Über Umwege kam der Fotohistoriker Paul Hugger ins Spiel, der sich der Sache annahm. Durch ihn kam Brunners Oeuvre einige Jahre später in die *Fotostiftung Schweiz* nach Winterthur, wo es heute beheimatet ist; darunter 1700 Negative von Bergkindern. Im Jahr 2002 gab es dazu eine Ausstellung im Bündner Kunstmuseum in Chur.

**Und Ihre aktuelle Ausstellung?**

Die Ausstellung besteht einerseits aus den Porträts der Bergkinder von 1943/44, also

während des Zweiten Weltkriegs – eine grosse Konzeptarbeit, lange bevor Künstler solche bewusst gemacht haben. Auf den Wanderungen durch Braunwald begegnen Ihnen auf Steilen im Weltformat sechzig eindruckliche Porträts mit ernsthaftem und direktem Blick. Sie konfrontieren uns mit dem Leben und seinem Ernst vor achtzig Jahren. In sechs alten Weideställen sind zusätzlich zu den Porträts Hörstationen eingerichtet, in denen Sie Zitate von Kindern über ihr Leben hören. Es tönt berührend anders als heute! Unsere Idee ist, dass Familien mit Kindern beim Wandern erleben, wie es damals war.

Darüber hinaus zeige ich Ausschnitte aus Reportagen, die erstmals in einer Ausstellung gezeigt werden: Sie sehen im *BSINTI*-Lesecafé und am Ort für alpine Fotografie auf 35 Laufmetern Ausstellungsfläche zwischen Bergkindern auch erstmals Brunner-Bilder aus der Arktis und der Sahara.

**Also ist es Nostalgie, die Sie zur aktuellen Ausstellung veranlasst?**

Was ist Nostalgie? Die Sehnsucht nach der Vergangenheit? Es geht hier um kulturelle Werte: Wie war unsere Welt und wie haben wir sie verändert. Brunner fotografierte nicht

Fridolin Walcher im Juli 2023 am Nordgletscher in Westgrönland während einer Arbeit mit Forschern der Universität Zürich.





Morgendämmerung in den Glarner Dolomiten: Blick vom Gletscherhorn beim Martinsmaad auf das grosse Zwölfhorn. Hinten die Gipfel der Sernftaler Berge. Um 1930.

Rechte Seite, links: Alte Fridolinshütte auf dem Bifertenalpeli am Tödi mit Bifertengletscher um 1940. Heute würde man von der Moränenwand hinter der Hütte 120 Höhenmeter in den Gletschersee stürzen.

Rechts: Der Bifertenstock, 3426 m im Tödimassiv mit seinen markanten abschüssigen Bändern. Um 1935.



nur Bergkinder, sondern vor allem während seiner unzähligen Reisen zum Beispiel durch Kurdistan in den Sechzigerjahren, den Iran, Irak und Syrien. Das sind Länder, die uns heute genauso beschäftigen wie damals. Das hat nichts Nostalgisches. Ich wusste, was im Keller der *Fotostiftung Schweiz* liegt, weil Brunner mir damals davon erzählt hatte.

**Das ist ungewöhnlich, dass ein Fotograf eine Ausstellung über einen anderen Fotografen macht.**

Was ist nicht alles ungewöhnlich im Leben (lacht). Ich finde es naheliegend, andere und auch ältere Arbeiten wahrzunehmen, wenn ich mich selbst als Fotograf mit Bildsprachen befasse. Ich verbrachte meine ganze Jugend in Braunwald, und wahrscheinlich war ich inspiriert von Emil Brunner. Vielleicht beeinflusste er mich mehr, als mir bewusst war. Es gab unter den rund vierhundert Menschen, die in Braunwald lebten im letzten Jahrhundert, sieben professionelle Fotografen, was eben auch ungewöhnlich war. Meine Idee, diese Fotografen in einer kleinen Stube für alpine Fotografie sichtbar zu machen, war schon länger in meinem Kopf. Als 2012 mitten im Dorf ein Lebensmittelgeschäft schloss, eröffneten wir als spontane Gruppe innerhalb

von sechs Wochen das Kultur-Café *BSINTI*. Integriert ist dort mein alter Traum – der Ort für alpine Fotografie.

Meistens habe ich in den letzten vierzehn Jahren aktuelle Arbeiten von Schweizer Kolleg:innen ausgestellt, dann aber auch Vater und Sohn Schönwetter, die in Braunwald ein Fotogeschäft betrieben haben – und nun Emil Brunner.

**Was macht Braunwald in den Glarner Alpen so speziell?**

Braunwald war damals ein beliebter Tourismusort. Es liegt nicht – wie andere – im Tal und eingeschlossen von Bergen, sondern erhöht auf einer Sonnenterrasse. Die Berge mit ihren Gletschern sind nah und auf Augenhöhe. Es gibt in der Schweiz nur wenig Dörfer in dieser Lage. Das vermittelt ein anderes Lebensgefühl, als wenn man sich unten im Schatten der Felswände wie erdrückt fühlt. Braunwald ist ein Sehnsuchtsort, nicht weit von Zürich entfernt.

**Mit zunehmender Mobilität reisten später aber die meisten weiter ins Engadin.**

Die Mobilität spielt sicher eine grosse Rolle, aber auch das Prestige-Denken gewisser Städter. Wenn man nach Braunwald will, muss

man seinen Porsche unten im Linthal stehen lassen und mit der Standseilbahn nach oben fahren. Im Engadin kann man seinen Wohlstand besser präsentieren. In der Tat hatte Braunwald früher Hunderte von Hotelbetten mehr – als es noch ein Pionierort des Wintertourismus war. Man betrieb seit den Dreissigerjahren einen sogenannten Funi-Schlitten, eine 35-plätzigige Schlittenseilbahn, die über den Schnee hochgezogen wurde. Nach Gstaad war das die zweite solche Wintersportbahn in den Alpen.

**Wie ging Ihre Reise mit Emil Brunner weiter?**

Er hatte wenig Kontakt mit den Einheimischen. Er lebte zurückgezogen mit seiner Frau und seiner Tochter, die heute in einer betreuten Wohnsituation lebt. Im Tal gab es aber Leute, zu denen er sehr wohl einen Bezug pflegte und von denen ich weiss, dass er auch sehr lustig und unterhaltsam sein konnte. Schon als Bub spürte ich aber, dass seine Frau nicht glücklich war, wenn Emil in Aufbruchstimmung war. Dann rumorte es im Chalet, weil er daraufhin immer zwei Monate wegblieb. Mir erzählte er dann mit Inbrunst und hervortretenden Augen, er gehe nach Feuerland. In meiner Fantasie war das ein Land, das

brannte. Oder er erzählte mit Wallung, er gehe nach Afrika zu den Menschenfressern. Oder er zeigte mir ein Bild von einer Oase. Aus der Luft fotografiert sah sie aus wie ein Spiegelei. Er erzählte mir dann bildlich, wie er die Oase diagonal im Sturzflug anzufliegen hatte, damit das Bild nicht unscharf wurde. Das waren für mich Erlebnisse wie aus Romanen von Antoine de Saint-Exupéry. In solchen Momenten spürte ich den lebensfrohen und interessierten Fotografen und Abenteurer!

**Brunner war auch ein Pilot?**

Er war in der Tat einer der ersten Militärpiloten der Schweizer Luftwaffe. Aber seine Pilotenkarriere endete brüsk: Die Legende besagt, er habe sich ohne Erlaubnis ein Militärflugzeug «ausgeliehen» und sei unter einer Brücke hindurchgeflogen, um seiner Liebsten zu imponieren. Belegt ist nur, dass er ausgemustert wurde, nachdem er allein und unerlaubt mit der Militärmaschine weggeflogen ist. Später in Norwegen und Algerien hat er immer wieder Maschinen gemietet, um als Pilot gleichzeitig seine Flugbilder zu schiessen. Er kannte ja auch den berühmten Flugpionier und Luftbildfotografen Walter Mittelholzer, der zu den Mitbegründern der *Swissair* gehörte. Nach dessen Absturz im Glarnerland fotografierte er als junger Bursche das Wrack und die Menschen, die Mittelholzer gefunden hatten. Dieser überlebte den Absturz nur knapp und schleifte sich mit offenem Beinbruch während 36 Stunden durch die Schneeberge, bis er gefunden wurde.

**Ich kann mir vorstellen, dass Sie diese Welt als Bub stark beeinflusste.**

Was ich schnell begriff: Mit einer Kamera konnte man die Welt entdecken. Mit meinen ersten selbstverdienten Franken kaufte ich mir bei Brunner eine Kodak Retinette. Die erwarb ich mit dem Geld, das ich bei der Gemeinde im Winter mit Schneeschleudern, im Sommer mit Bergrouuten markieren oder Pferdeäpfel sammeln verdiente. Ich war vierzehn Jahre alt. Mit dieser Kamera reiste ich mit sechzehn Jahren – mitten im Kalten Krieg – nach Moskau und Leningrad. Zurück im Gymnasium kaufte mir der Geografielehrer die Dias ab. Solche gab es damals nicht.

**Also waren Sie eindeutig auf den Spuren von Emil Brunner?**

Das war mir nicht bewusst. Aber wohlan... Mit 22 war ich mit dieser Kamera ein Jahr in Westafrika, losgezogen mit einem einfachen Schiffsbillet. Ich war damals kein professioneller Fotograf. Nach meiner Rückkehr lud man mich ein für Diavorträge über das Leben im Busch.

**Was waren Ihre letzten Begegnungen mit Brunner?**

Das war wohl um 1993, kurz vor seinem Tod. Ich arbeitete an meinem ersten Buch: *Glarus – einfach*. Mit dem Autor Otto Brühlmann zusammen wollten wir ihn porträtieren. Aber er konnte nichts damit anfangen, selbst porträtiert zu werden. Ich war immer noch sein ehemaliger Nachbarsbub und er der Fotograf.

Beindruckt war ich bei den letzten Begegnungen, beim Blick auf seine kommentierten Weltkarten, dass er seine berufliche Leistung nach wie vor in den Reportagen aus aller Welt sah. Davon haben er und seine Familie auch gelebt. Die grosse Arbeit *Bergkinder* hat er praktisch nicht publiziert und ihr auch keine Bedeutung zugemessen. Der Wert dieser Arbeit wurde erst nach seinem Tod entdeckt.

Mit dem Blick auf seine beschrifteten Landkarten realisierte ich: Brunner lebte in einem Tourismusort, schuf sein Lebenswerk aber draussen in der Welt.

**Fridolin Walcher**, geboren 1951 und aufgewachsen in Braunwald und in den Glarner Alpen verwurzelt, lebt heute in Nidfurn im Glarner Hinterland. Seit 1991 ist er selbstständiger Fotograf. Er bereiste weite Teile der Welt, fotografierte Tropenwälder in Bali, die Schwefelarbeiter an den Vulkanen Javas oder das Leben in Armut in Brasilien und entwickelte gleichzeitig ein umfangreiches Werk zur alpinen Landschaft seiner Heimat. Ein zentraler Schwerpunkt seines jüngeren Schaffens liegt auf der Gletscherschmelze und dem Wandel sensibler Landschaftsräume. 2018 war er eingeladen zu einer Schweizer Grönlandexpedition und 2023 zu Forschungsarbeiten auf dem Grönlandeis. Die umfangreichen Werkreihen zeigt er in Ausstellungen und Publikationen. (*The Glacier's Essence*, Scheidegger & Spiess 2020). Er ist Gründungsmitglied des Fotografenkollektivs LUNAX und seit der Gründung des BSINTI in Braunwald Kurator des Orts für alpine Fotografie. Mit dem «Bilderlager» in Linthal hat Walcher einen grosszügigen Ort geschaffen, an dem er sein Werk auf rund 500 Quadratmetern dauerhaft zeigt. Im Herbst 2026 ist er zu einer Soloausstellung ins Kunstmuseum in Ilulissat in Westgrönland eingeladen. [www.walcherbild.ch](http://www.walcherbild.ch)



## Wenn Gletscher nicht mehr atmen

Der Bifertengletscher am Tödi 2017: Der Gletscher zieht sich zurück. Was einst kompakt und geschlossen erschien, zerfällt in Fragmente, legt Geröll frei, öffnet Spalten, verliert an Masse und an Kontur. Eine Fotoarbeit.

Text und Bilder FRIDOLIN WALCHER

Am Nordosthang des Tödi, im Grenzgebiet zwischen Glarus und Graubünden, liegt der Bifertengletscher – ein Eisfeld, das seit Jahrhunderten Teil der alpinen Landschaft ist und heute zu ihren verletzlichsten Zeugen gehört. Die vorliegende Bildserie ist Teil eines Ortes im Wandel. Sie zeigt nicht nur eine topografische Veränderung, sondern eine zeitliche Verdichtung: das Sichtbarwerden eines Prozesses, der lange als abstrakt galt und sich nun konkret in Form, Struktur und Oberfläche einschreibt.

Der Gletscher zieht sich zurück. Was einst kompakt und geschlossen erschien, zerfällt in Fragmente, legt Geröll frei, öffnet Spalten, verliert an Masse und an Kontur. In den Fotografien wird dieser Rückzug nicht als spektakuläres Ereignis inszeniert, sondern als stille, kontinuierliche Bewegung. Die Bilder folgen keiner linearen Erzählung, sondern einer Annäherung – an Eis, an Wasser, an Übergänge. Sie machen sichtbar, was oft übersehen wird: die feinen Veränderungen in Textur und Licht, die Spuren von Schmelzwasser, die Verschiebungen im Verhältnis von Fläche und Tiefe.

Weltweit hat sich die Durchschnittstemperatur seit der vorindustriellen Zeit bereits um etwa 1,2 Grad Celsius erhöht, in den Alpen beträgt die Erwärmung fast das Doppelte.

Von den Schweizer Eisforschern, mit denen ich 2018 und 2023 auf dem Grönländischen Eisschild auf Expedition war, habe ich gelernt, dass die Erwärmung Grönlands doppelt so gross ist wie in unseren Alpen. In Grönland sehen wir heute, was morgen in den Alpen vor sich gehen wird.

Was sich in den Bildern des Bifertengletschers zeigt, ist damit nicht nur eine lokale Veränderung, sondern ein verdichteter Ausdruck dieser beschleunigten Erwärmung in einer Höhenlage um

2500 Meter über Meer. Seit über zehn Jahren atmet der Bifertengletscher nicht mehr. Was er im Winter zulegt, reicht nicht, den Verlust des Sommers zu decken.

Der Bifertengletscher ist dabei nicht nur Motiv, sondern auch Archiv. In seinem Eis sind klimatische Bedingungen vergangener Jahrhunderte eingeschrieben. Mit jedem Meter, den er verliert, verschwindet auch ein Teil dieses Archivs. Die Fotografien reagieren auf diese Dringlichkeit, ohne sie zu illustrieren. Sie verweigern die eindeutige Botschaft zugunsten einer offenen Betrachtung, die Raum lässt für eigene Wahrnehmung und Interpretation.

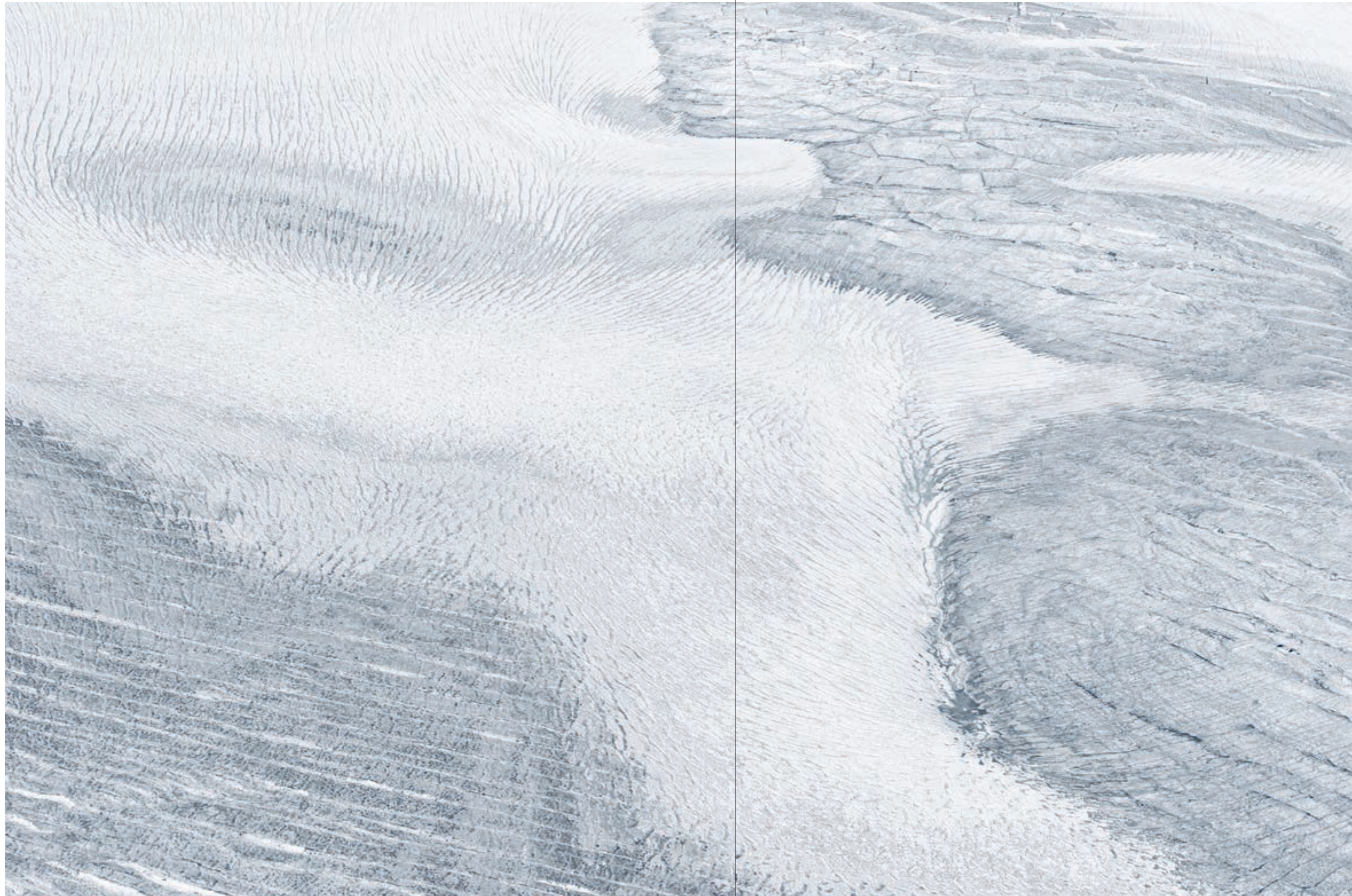
Gleichzeitig stellt sich die Frage nach der Rolle des Bildes selbst: Was bedeutet es, einen schwindenden Gletscher zu fotografieren? Kann ein Bild festhalten, was sich im Verschwinden befindet? Oder entsteht gerade in dieser Unmöglichkeit eine Form von Dokumentation, die weniger bewahrt als vielmehr auf die Vergänglichkeit verweist?

Die Serie versteht sich als visuelle Annäherung an einen Ort, der sich in Auflösung befindet. Sie lädt dazu ein, genauer hinzusehen – nicht im Sinne einer spektakulären Entdeckung, sondern als Übung in Aufmerksamkeit. Zwischen Eis und Fels, zwischen Oberfläche und Tiefe, zwischen Gegenwart und Vergangenheit entsteht ein Raum, in dem Veränderung sichtbar wird.

Eine analoge Arbeit in 20 Teilen, vergrössert als Kohlepigmentprints auf 100 × 100 cm.







«dünnhäutig» blickt auf den Claridenfirn in den Glarner Alpen, den am längsten wissenschaftlich begleiteten Gletscher der Welt: Seit über 100 Jahren messen Forschende hier, wie viel Schnee im Winter fällt und wie viel Eis im Sommer verschwindet. Die aktuelle Schmelze ist so stark, dass er zeitweise völlig schneefrei daliegt und seine Eisdicke in wenigen Jahren um mehrere Meter abnahm – ein sichtbares Symptom der Klimaerhitzung. Die Arbeit verdichtet diese Messgeschichte zu einer fragilen Haut aus Licht und Schnee, in der sich wissenschaftliche Daten, Klimapolitik und die Verletzlichkeit der Hochgebirgslandschaft überlagern.

«dünnhäutig»,  
2015, auf Awagami-  
Papier, 64 x 46 cm,  
Serie in 16 Teilen.



## Bergkinder heute und vor 80 Jahren

Der Fotograf Fridolin Walcher hat diesen Frühling in Braunwald Bergkinder porträtiert. Was haben sie gemeinsam mit den Kindern von damals?

Text und Bilder FRIDOLIN WALCHER

Bergkinder wachsen auf einem meist abgelegenen Hof auf in einer Familie mit Vater und Mutter, oft auch mit Geschwistern. Die Eltern arbeiten grösstenteils zu Haus im eigenen Betrieb. Sie lernen von ihnen und eifern ihnen nach. Wenn sie älter werden, reiben sie sich und suchen nach ihrer Identität wie damals.

Weil die Landwirtschaft draussen in der Natur spielt, erfahren sie die Jahreszeiten und deren Abläufe. Sie sind mit dem Flecken Erde vertraut, auf dem sie leben – den sie bewohnen und bewirtschaften. Das bewirkt ihre Bodenständigkeit und gibt ihrem Leben eine Richtung. Das ist heute genauso, wie es damals war.

Was aber anders ist als vor achtzig Jahren während des Krieges: Die Kinder wussten damals, was Armut bedeutet. Ein schlechtes Kartoffeljahr oder ein totes Kalb bedeutete Hunger. Sie lernten, mit allen Widrigkeiten umzugehen, um am Leben zu bleiben. Damals mussten deshalb auch die Jüngsten mithelfen auf dem Hof.

Was inspiriert mich, selbst in den Fünfzigerjahren hier aufgewachsen, zu dieser Serie – Bergkinder von heute zu porträtieren?

Die heutigen Bergkinder in Braunwald gehören nicht mehr zur untersten Schicht. Sie leben mit dem Bewusstsein, das Land als kostbares Gut zu bewirtschaften und im Auftrag der Gesellschaft die Landschaft zu pflegen. Die Betriebe sind grösser und ihre Zahl ist kleiner geworden. Aber die Verbundenheit zu den natürlichen Abläufen und das Bewusstsein, Teil davon zu sein, gehört wie damals zu ihrem Leben. Das direkte Lernen von den Eltern hat sich heute zu einem gesellschaftlich relevanten Privileg verstärkt. Die meisten Kinder in der Schweiz wachsen ohne Bezug zur Arbeitswelt ihrer Eltern auf. Bemerkenswert finde ich, dass in Braunwald neben den Bauernkindern auch die Kinder der Hoteliers diesen Bezug leben.

Die porträtierten Kinder und Jugendlichen haben heute ein starkes Bewusstsein zu ihrer Herkunft und zeigen es: Sie wünschen sich ein Porträt zusammen mit ihren Tieren oder mit ihren Maschinen. Die Mitarbeit auf dem Hof gehört zu ihrer Freizeit.

Bergbauernkinder leben hier und jetzt ihr Leben. Sie kennen kein anderes. Sie leben es mit Stolz, denn es ist ernsthaft und verbunden mit der Natur. Vielleicht spüren sie auch, dass dieses Leben in der heutigen Zeit ein Privileg ist.



Ich bin Cursin Schuler. Ich wohne auf dem Endi in Braunwald, bin sechzehn Jahre alt und lerne Bauer in Rhäzüns im Bündnerland. In der Freizeit fahre ich gerne Ski und geniesse mein Leben. Meine Eltern sind Esther und Balz Schuler. Sie sind auch Bauern.



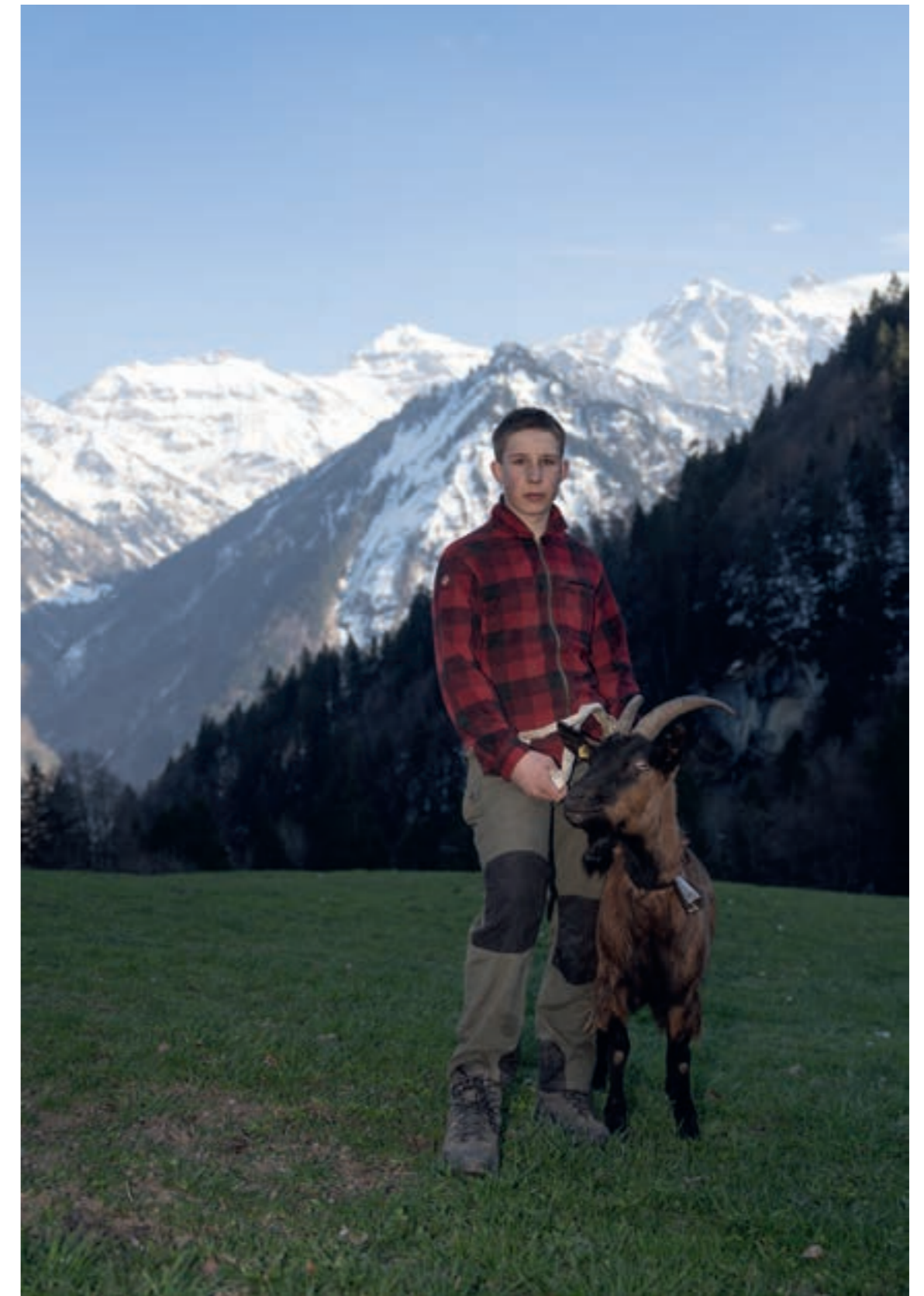
Ich bin Rahel Dürst, bin elf Jahre und in der Niederschwendi zu Hause. Mein Vater ist Bauer und die Mutter verkauft im Schwettibergladen. In der Freizeit fahre ich gern Ski und bin auch gerne bei den Tieren. Ich möchte gerne Köchin werden oben im Märlihotel.



Ich bin Patrick Streiff, bin vierzehn Jahre alt und wohne im Tschudiberg in Braunwald. Meine Eltern sind Margrith und Köbi Streiff. Sie sind Bauern. Im Sommer haben wir auch eine Alp, wo wir käsen. Ich habe vier Geschwister. Ich bin der Jüngste. Zusammen sind wir zu fünft. Wenn ich Schule habe, gehe ich immer abends in den Stall. Ich will Bauer werden. Zwei Lehrstellenjahre habe ich schon reserviert.



Ich bin Jonas Dürst aus Braunwald. Ich bin in der Niederschwendi zu Hause. Mein Schulweg ist abwechslungsreich: Zuerst gehe ich fast eine Stunde zu Fuss hinauf, dann mit der Bergbahn runter ins Tal, von dort mit dem Velo zur Schule. Ich habe zwei ältere Geschwister. In der Freizeit fahre ich Velo, Ski und wandere gerne. Ich werde einmal Bauer.



Ich bin Severin Dürst. Ich bin in der Niederschwendi zu Hause und bin vierzehn Jahre alt. Meine Mutter führt zuoberst im Dorf einen Lebensmittelladen, mein Vater ist Bauer. Ich gehe am Morgen um halb sieben los zu Fuss hinauf zur 7.25-Uhr-Bahn. Im Tal fahre ich mit dem Velo zur Schule. Sie beginnt um acht. Ich habe noch zwei jüngere Geschwister. In der Freizeit wandere ich gerne, im Winter fahre ich Ski. Im Betrieb helfe ich überall, wo es mich braucht. Wenn ich aus der Schule komme, werde ich Forstwart. Das ist entschieden.

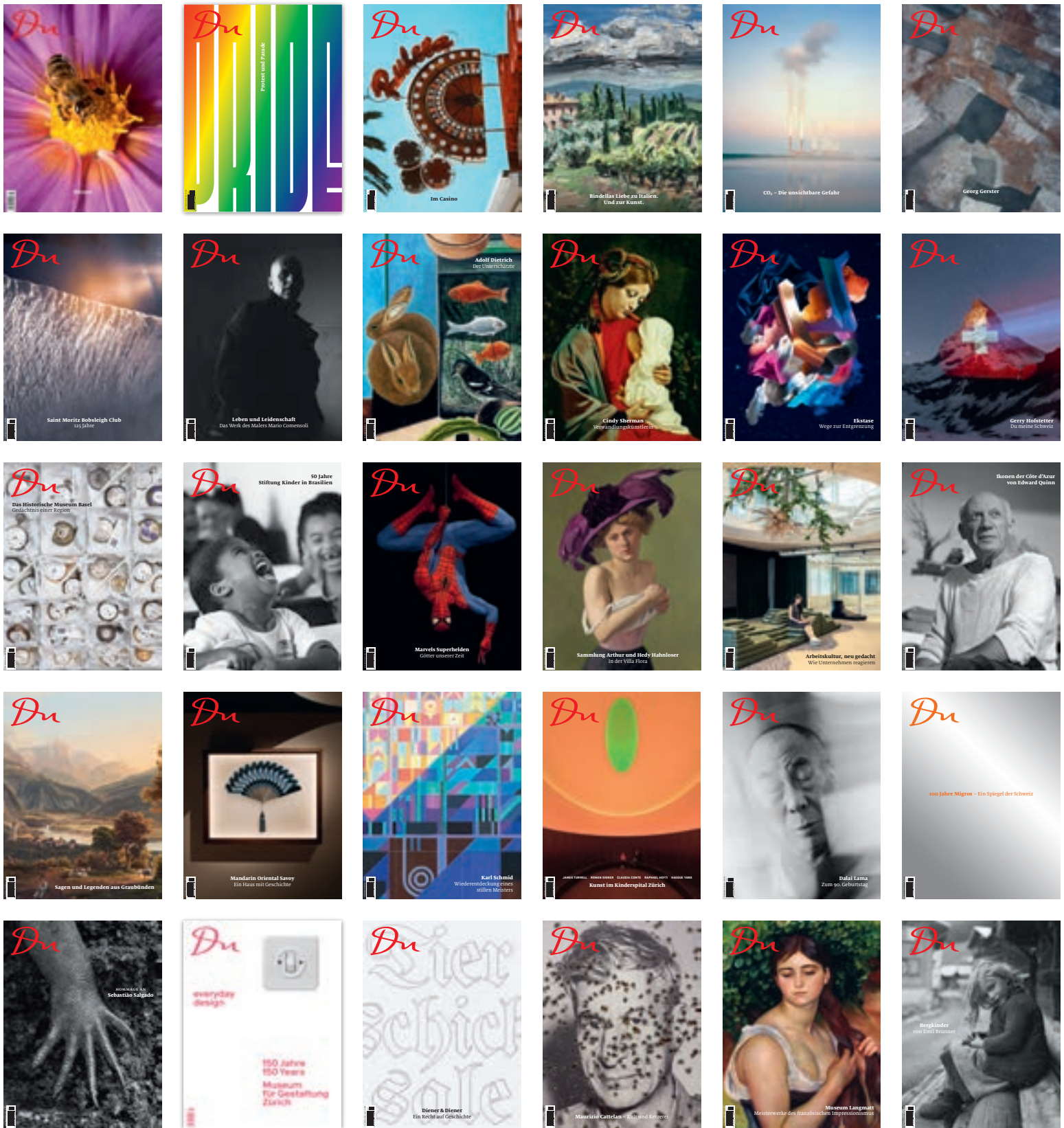


Ich bin Felix Schuler, wohne im Endi in Braunwald, bin fünfzehn Jahre und möchte Spengler werden. Am Morgen fahre ich jeweils mit dem E-Bike hinauf zur Bahn, dann mit der Bahn ins Tal hinunter. Dort fahre ich mit dem Velo zur Schule. Ich habe zwei Brüder, einen älteren und einen jüngeren. In der Freizeit fahre ich Ski und dann bin ich gerne zu Hause. Da helfe ich auf dem Hof. Meine Eltern sind Bauern und betreiben eine Alp. Im Winter ist mein Vater Skilehrer und meine Mutter ab und zu auch. Im Sommer haben sie den Betrieb und die Alp.



Ich bin Pirmin Schuler aus Braunwald, wohne auf dem Endi und bin zwölf Jahre alt. Mein Schulweg ist zuerst ein 30-Minuten-Fussmarsch hinauf zur Braunwaldbahn, dann mit der Bahn hinunter und in Linthal fahre ich mit dem Velo zur Schule. Ich gehe am Morgen um zehn vor sieben aus dem Haus. Die Schule beginnt um acht, also habe über eine Stunde Schulweg. In meiner Freizeit fahre ich Ski und Snowboard, und ich schwinge. Beim Bauern helfe ich mit den Zäunen und bin viel bei den Geissen. Ich möchte einmal Automech werden.

# Mit dem Abo keine Ausgabe verpassen



Abonnieren Sie *Du*, und lassen Sie sich von den spannendsten Entwicklungen im breiten Feld der Kultur überraschen.

## Deutschland, Österreich und Schweiz

Jahresabo CHF 160.- / EUR 139,-  
 Zwei-Jahres-Abo CHF 290.- / EUR 249,-  
 Studenten-Abo CHF 80.- / EUR 70,-  
 Drei Ausgaben (Probe-Abo) CHF 40.- / EUR 35,-

## Bestellung und Information

Tel.: + 41 58 344 95 39 abo@du-magazin.com du-magazin.com

*jura*

«Frisch  
gemahlen,  
nicht  
gekapselt.»

*R.F.*



Geniessen Sie wie Roger Federer. Die Z10 meistert eine Fülle von 51 Spezialitäten aus den vier Genusswelten Hot Brew, Light Brew, Cold Brew und Sweet Foam.

Roger Federer, Schweizer Tennis-Ikone und JURA-Markenbotschafter seit 2006.



jura.com

*Du* 942 | Juni/Juli 2026

Bergkinder

*Du*

Bergkinder  
von Emil Brunner



CHF 20 / EUR 15



Die Zeitschrift der Kultur Nr. 942



#KULTUR  
#KULTUR  
#KULTUR  
#KULTUR  
#KULTUR  
#KULTUR  
#KULTUR  
#KULTUR  
#KULTUR  
#KULTUR

KANTON  
KANTON  
KANTON  
KANTON  
KANTON  
KANTON  
KANTON  
KANTON  
KANTON  
KANTON

SWISSLOS

KANTONALE DENKMALPFLEGE

AARGAUER  
KURATORIUM

REACH FOR THE CROWN



ROLEX UNTERSTÜTZT DIE KÜNSTE SEIT 1976

UNSERE  
KOMFORTABELSTE  
NICOTINE POUCH.

PERFEKTER SITZ UNTER DER LIPPE.

NEU



Dieses Produkt schädigt Ihre Gesundheit und macht stark abhängig.  
Ce produit nuit à votre santé et crée une forte dépendance.  
Questo prodotto nuoce alla tua salute e provoca un'elevata dipendenza.



JETZT ENTDECKEN:  
KOMFORT IN NEUER FORM

VELO

18+

Dieses Produkt schädigt Ihre Gesundheit und macht stark abhängig.  
Ce produit nuit à votre santé et crée une forte dépendance.  
Questo prodotto nuoce alla tua salute e provoca un'elevata dipendenza.